

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

130. Jg. 7./8. Oktober 2023 / Nr. 40

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,95 Euro, 2063



Schlüssel zum neuen Kloster

Die Gottesmutter hält den Schlüssel für das neue Kloster Maria Friedenshort in Händen. Die Zisterzienser wollen es bei Neuzelle in Brandenburg bauen. 2026 soll die Klosterkirche fertig sein.

Seite 16/17

Patronin Europas aus dem Judentum



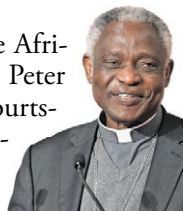
Vor 25 Jahren wurde Edith Stein heiliggesprochen. Papst Johannes Paul II. setzte damit und mit ihrer Ernennung zur Patronin Europas ein Zeichen gegen Judenthass.

Seite 2/3

Menschheitsfragen kirchlich beleuchtet

Er ist quasi Gesicht und Stimme Afrikas im Vatikan: Kurienkardinal Peter Turkson begeht seinen 75. Geburtstag. Als „Sozialminister“ avancierte der Ghanaer zu einem gefragten Gesprächspartner.

Seite 5



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

In Hessen und in Bayern wird an diesem Sonntag über die Zusammensetzung des Landtags in den nächsten fünf Jahren bestimmt (Seite 4 und 8). Möglicherweise lenkt auch die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit der Berliner Ampel die Hand beim Kreuzchenmachen. Vorbei sind die Zeiten, in denen von den Kanzeln Hirtenworte zur Wahl herunterdonnerten. Das ist einerseits gut so. Gleichzeitig sollte andererseits nicht in Vergessenheit geraten, dass Politik ein wichtiges Feld christlicher Werte darstellt – auch wenn der Konsens über diese Werte zerbröckelt. Vielleicht hilft Jesu Aufforderung, den „Geringsten“ in den Blick zu nehmen: Gerade die, die keine Stimme haben, sollen eine bekommen. Davon, Vertreter einer Partei, solange sie nicht offiziell als verfassungsfeindlich feststeht, aus Kirchenämtern auszuschließen, halte ich persönlich nichts. Je mehr Menschen sich von der Kirche fangen und einbinden lassen, desto besser. Klar muss indes sein, dass es unmittelbar am Altar nicht um Politik und Parteien geht, sondern Gott, den Nächsten und das Seelenheil. Schade um alle, nicht nur in der Politik, die auf diese alles entscheidende Rückbindung verzichten.



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Fotos: Thiede, germ, KNA

Ungewohnte Stille auf dem Petersplatz

Um Einheit und Frieden, aber auch um das Gelingen der Welsynode, beteten rund 18 000 Christen in einer ökumenischen Abendandacht auf dem Petersplatz. In Stille verharrten sie mit Papst Franziskus vor einer Marien-Ikone und dem Franziskus-Kreuz. Seite 7



Foto: KNA

VOR 25 JAHREN

Auch heute ein Vorbild

Die Heiligsprechung Edith Steins war ein Zeichen gegen Antisemitismus

BONN (KNA) – Sie engagierte sich in der Philosophie, stieß als Frau im Wissenschaftsbetrieb aber an ihre Grenzen. Edith Stein wurde als Jüdin geboren und als katholische Ordensfrau heiliggesprochen – vor genau einem Vierteljahrhundert.

Als er die Frau mit dem ungewöhnlichen Lebensweg heilig sprach, geißelte Papst Johannes Paul II. monströsen Juden Hass. Ein Verbrechen wie der Holocaust dürfe sich nie mehr wiederholen – nirgendwo auf der Welt. Das Gedenken und die Verehrung der neuen Heiligen müsse stets die Erinnerung an die Shoah einschließen, „den grausamen Plan, ein Volk zu vernichten“.

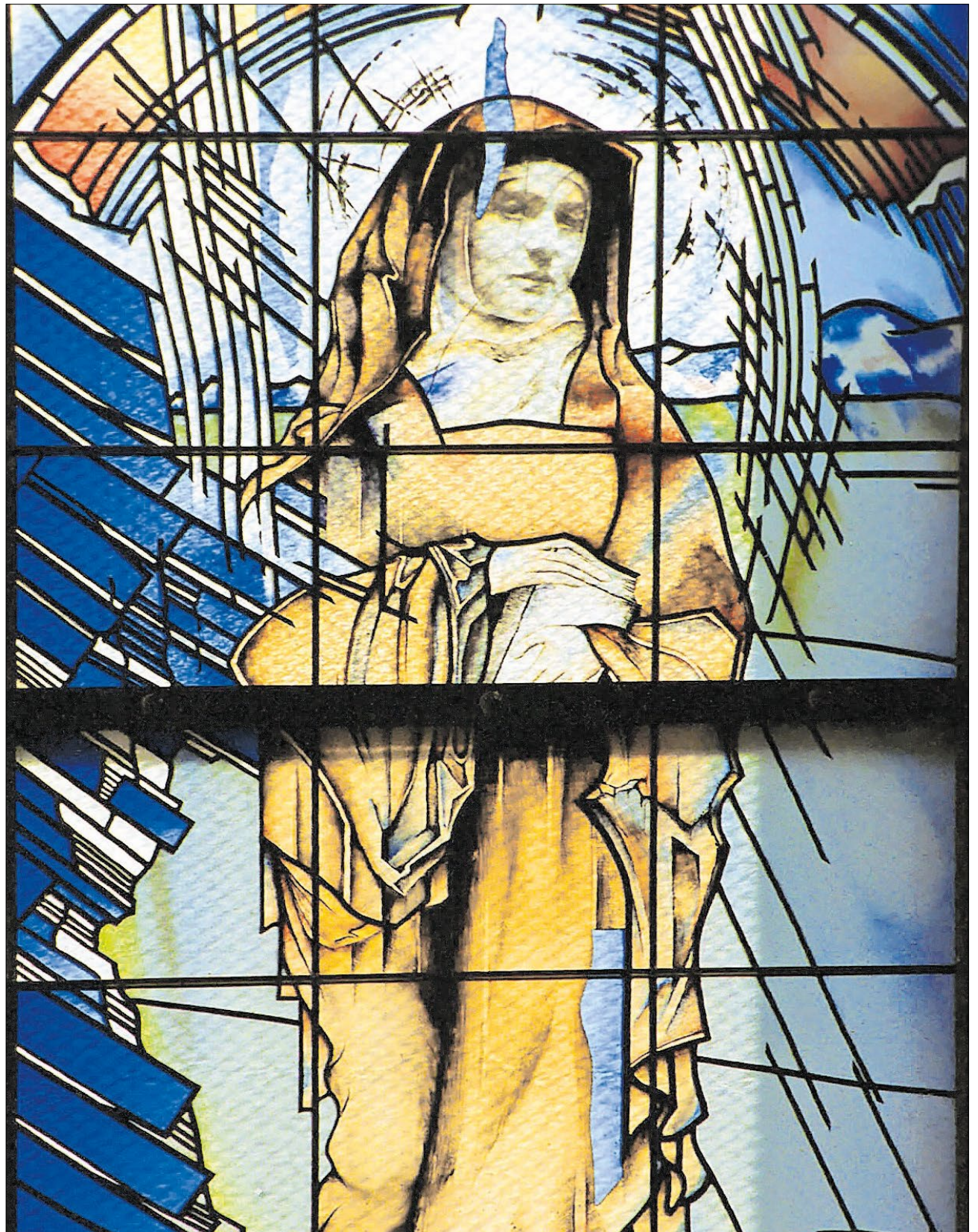
Das war vor 25 Jahren, am 11. Oktober 1998. Seitdem ist die als Jüdin geborene Ordensfrau Edith Stein eine Heilige. An dem Tag verfolgten rund 20 000 Menschen aus Deutschland die Zeremonie auf dem Petersplatz. Mit dabei war auch der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl als Leiter der Delegation der Bundesregierung. 1987 war die Ordensfrau seliggesprochen worden.

Ungewöhnliches Leben

Edith Stein hatte nicht nur ein ungewöhnliches, sondern auch ein reiches Leben: im Glauben, im Spirituellen, in der Philosophie. Und auch in den Überzeugungen. Heute ist sie eine der Patroninnen Europas.

Geboren wurde Edith Stein in eine jüdische Familie, entschied sich später für die christliche Taufe, engagierte sich in der Philosophie, wirkte als Ordensfrau und wurde von den Nationalsozialisten am 9. August 1942 in Auschwitz ermordet. Der Papst sagte bei der Heiligsprechung, er hoffe, dass sie „die Brücke gegenseitigen Verständnisses immer fester“ mache.

Dass sie heute ein Vorbild sein kann, zeigen zum Beispiel die Edith-Stein-Gesellschaften im In- und Ausland. Sie bieten Workshops, Seminare und Reisen an. „Edith Steins Wirken für die Wertschätzung der Frauen in ihren vielfältigen Berufungen und Begabungen als Familien-, Ordens- oder Singlefrau,



▲ Dieses Kirchenfenster im Freiburger Münster hat das Passfoto von Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz, bürgerlich Edith Stein, aus dem Jahr 1938 zur Vorlage. Fotos: KNA

als Berufstätige, je nach Kraft und Begabung, ist auch heute aktuell“, sagt Beate Beckmann-Zöller, Präsidentin der Edith-Stein-Gesellschaft Deutschland. Stein habe kein „eng-

geführtes Männer- und Frauenbild“ vertreten, sondern bereits Intersexualität in ihre Forschung einbezogen.

Edith Stein spreche heutzutage auch Menschen an, die wie sie

als Kind und Jugendliche keine religiöse Sozialisation in der Kirche erfahren hätten, betont Beckmann-Zöller. „Erst Mitte 20 erlebte sie Menschen, die einen lebendigen

und freudigen Glauben an Jesus Christus hatten, vor allem auch jüdische Freunde, die vorher agnostisch waren wie sie.“

Edith Stein wurde am 12. Oktober 1891 als jüngstes von elf Kindern einer jüdischen Familie in Breslau (Wrocław) geboren. Ihr Vater starb früh, und ihre Mutter kümmerte sich seitdem um den Holzhandel der Familie.

Nach dem Abitur widmete sie sich an der Universität Breslau der Germanistik, Geschichte und Philosophie. Später ging sie zum Phänomenologen Edmund Husserl nach Göttingen, bei dem sie in Freiburg nach Dienst in einem Lazarett im Ersten Weltkrieg 1917 promovierte.

Der Name der Wahrheit

Weiter ging es jedoch nicht: Als Frau hatte sie keine Aussicht auf eine Habilitation. Im Anschluss an ihre Stelle in Freiburg hielt sich Stein an unterschiedlichen Orten auf, schrieb und lehrte. 1921 passierte etwas, das für Stein, wie manch anderes auch, wegweisend war: Sie las die Autobiografie der heiligen Teresa von Ávila und befand: „Das ist die Wahrheit.“

Am Neujahrstag 1922 ließ sie sich dann katholisch taufen. Vor vier Jahren würdigte Papst Franziskus Edith Stein, die unter dem Namen Teresia Benedicta vom Kreuz 1933 in das Karmelitinnen-Kloster in Köln eingetreten war, als eine Frau, die konsequent mit Ehrlichkeit und Liebe nach Gott gesucht habe. Er nannte sie eine „Märtyrin für ihr jüdisches Volk und das christliche“.

Im April 1933 rief Edith Stein Papst Pius XI. zu einer Stellungnahme angesichts der Hetze gegen Juden in Deutschland auf (*siehe Kasten*) – vergeblich. Immer stärker brach der NS-Judenhass hervor, und im Jahr der Novemberpogrome 1938 musste auch Edith Stein, die Konvertitin, fliehen. Sie kam im Karmel im niederländischen Echt unter, in dem auch ihre ebenfalls konvertierte Schwester Rosa Dienst tat.

Anfang August 1942 wurden sie von der Gestapo abgeholt – wohl im Zuge einer Racheaktion für ein Protestschreiben niederländischer katholischer Bischöfe gegen die Umtriebe der Nationalsozialisten. Schwester Teresia Benedicta a Cruce soll ihre Schwester bei der Verhaftung mit den Worten ermuntert haben: „Komm, wir gehen für unser Volk!“

Leticia Wittelred



▲ Edith Stein 1931 in Breslau. Sie ist seit der Zeit der Apostel die erste Jüdin überhaupt, die in einem offiziellen Verfahren von der Kirche heiliggesprochen wurde.

Edith Steins Brief an den Papst

„In der aufkommenden Juden-Feindlichkeit sah Edith Stein einen Angriff auf die menschliche Natur Jesu Christi, das heißt sie verstand den Antisemitismus als eine Verhöhnung von Gottes Plan, den er mit dem Volk Israel hatte und der in seiner Menschwerdung als Jude gipfelte. Sie war fest davon überzeugt, dass die Judenverfolgung auch eine Christenverfolgung nach sich ziehen werde. Daher wandte sie sich an die höchste kirchliche Autorität, den Papst, um ihre wachen Beobachtungen mitzuteilen und um ihn zu einer Verurteilung der Häresie aufzufordern.

Es entsprach den damaligen Gewohnheiten der Behörden, dass Edith Stein keine persönliche sachbezogene Antwort erhielt. Darin liegt also kein Hinweis, dass ihre Eingabe nur ungenügend gewürdigt worden sei. Der Brief ist seit dem 15. Februar 2003 bekannt, als Papst Johannes Paul II. vorzeitig die Vatikanischen Geheimarchive (1922 bis 1939) öffnen ließ, was normalerweise erst 70 Jahre nach dem Tod des betreffenden Papstes geschieht.“

(Undatiert, wahrscheinlich 9. April 1933)
„Heiliger Vater!

Als ein Kind des jüdischen Volkes, das durch Gottes Gnade seit elf Jahren ein Kind der katholischen Kirche ist, wage ich es, vor dem Vater der Christenheit

auszusprechen, was Millionen von Deutschen bedrückt.

Seit Wochen sehen wir in Deutschland Taten geschehen, die jeder Gerechtigkeit und Menschlichkeit – von Nächstenliebe gar nicht zu reden – Hohn sprechen. Jahre hindurch haben die nationalsozialistischen Führer den Juden Hass gepredigt. Nachdem sie jetzt die Regierungsgewalt in ihre Hände gebracht und ihre Anhängerschaft – darunter nachweislich verbrecherische Elemente – bewaffnet hatten, ist diese Saat des Hasses aufgegangen. Dass Ausschreitungen vorgekommen sind, wurde noch vor kurzem von der Regierung zugegeben. In welchem Umfang, davon können wir uns kein Bild machen, weil die öffentliche Meinung geknebelt ist. Aber nach dem zu urteilen, was mir durch persönliche Beziehungen bekannt geworden ist, handelt es sich keineswegs um vereinzelt Ausnahmefälle. Unter dem Druck der Auslandsstimmen ist die Regierung zu ‚milderen‘ Methoden übergegangen. Sie hat die Parole ausgegeben, es solle ‚keinem Juden ein Haar gekrümmt werden‘. Aber sie treibt durch ihre Boykotterklärung – dadurch, dass sie den Menschen wirtschaftliche Existenz, bürgerliche Ehre und ihr Vaterland nimmt – viele zur Verzweiflung: Es sind mir in der letzten Woche durch private

Nachrichten fünf Fälle von Selbstmord infolge dieser Anfeindungen bekannt geworden. Ich bin überzeugt, dass es sich um eine allgemeine Erscheinung handelt, die noch viele Opfer fordern wird. Man mag bedauern, dass die Unglücklichen nicht mehr inneren Halt haben, um ihr Schicksal zu tragen. Aber die Verantwortung fällt doch zum großen Teil auf die, die sie so weit brachten. Und sie fällt auch auf die, die dazu schweigen.

Alles, was geschehen ist und noch täglich geschieht, geht von einer Regierung aus, die sich ‚christlich‘ nennt. Seit Wochen warten und hoffen nicht nur die Juden, sondern Tausende treuer Katholiken in Deutschland – und ich denke, in der ganzen Welt – darauf, dass die Kirche Christi ihre Stimme erhebe, um diesem Missbrauch des Namens Christi Einhalt zu tun. Ist nicht diese Vergötzung der Rasse und der Staatsgewalt, die täglich durch Rundfunk den Massen eingehämmert wird, eine offene Häresie? Ist nicht der Vernichtungskampf gegen das jüdische Blut eine Schmäherung der allerheiligsten Menschheit unseres Erlösers, der allerseligsten Jungfrau und der Apostel? Steht nicht dies alles im äußersten Gegensatz zum Verhalten unseres Herrn und Heilands, der noch am Kreuz für seine Verfolger betete? Und ist es nicht ein schwarzer

Flecken in der Chronik dieses Heiligen Jahres, das ein Jahr des Friedens und der Versöhnung werden sollte?

Wir alle, die wir treue Kinder der Kirche sind und die Verhältnisse in Deutschland mit offenen Augen betrachten, fürchten das Schlimmste für das Ansehen der Kirche, wenn das Schweigen noch länger anhält. Wir sind auch der Überzeugung, dass dieses Schweigen nicht imstande sein wird, auf die Dauer den Frieden mit der gegenwärtigen deutschen Regierung zu erkaufen. Der Kampf gegen den Katholizismus wird vorläufig noch in der Stille und in weniger brutalen Formen geführt wie gegen das Judentum, aber nicht weniger systematisch. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird in Deutschland kein Katholik mehr ein Amt haben, wenn er sich nicht dem neuen Kurs bedingungslos verschreibt.

Zu Füßen Eurer Heiligkeit, um den Apostolischen Segen bittend
Dr. Editha Stein
Dozentin am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik
Münster i. W.
Collegium Marianum“

Aus: Beate Beckmann-Zöllner, Frauen bewegen die Päpste, 2010, mit freundlicher Genehmigung des Paulinus Verlags Trier.

Kurz und wichtig



Neuer Stellvertreter

Der Fuldaer Bischof Michael Gerber (53; Foto: KNA) ist neuer stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz. Er wurde bei der Herbstvollversammlung der Bischöfe in Wiesbaden gewählt und folgt in diesem Amt auf den früheren Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode. Bode hatte die Funktion des Stellvertreters seit 2017 bis zu seinem Rücktritt als Bischof Ende März dieses Jahres inne. Gerber ist seit März 2019 Bischof des Bistums Fulda.

Krise in Haiti

Die katholischen Bischöfe Haitis kritisieren die Untätigkeit der Behörden und ein Zögern der internationalen Gemeinschaft angesichts der humanitären Krise im Land. Angesichts des Leidens des haitianischen Volkes bringe die Bischofskonferenz Schmerz und Bitterkeit zum Ausdruck, heißt es in der Erklärung. Haiti stehe unter der Herrschaft bewaffneter Banden, die Angst und Schrecken verbreiten. „Seit vier Jahren erlebt unser Land eine der längsten und tödlichsten sozialen und sicherheitspolitischen Krisen seiner Geschichte. Das ganze Volk ist zutiefst betroffen. Der Staat hat die Kontrolle über das Staatsgebiet verloren“, erklären die Bischöfe.

Neuer Erzbischof

Die chaldäisch-katholische Kirche in der iranischen Hauptstadt Teheran bekommt ein neues Oberhaupt. Papst Franziskus hat die Wahlentscheidung der Synode des Patriarchats von Bagdad bestätigt. Diese hatte Imad Khoschaba Gargees (45) zum neuen chaldäischen Erzbischof von Teheran gewählt. Der Kirchenrechtler stammt aus der Region Kurdistan im Nordirak. Er folgt auf Erzbischof Ramzi Garmou. Dieser hatte das Amt fast 20 Jahre inne, wurde aber 2018 zum Erzbischof der Erzeparchie Diyarbakir in der Türkei ernannt.

Suche nach Kriegstoten

Im litauischen Kelme haben Umbetter des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge einen Kriegstoten ausgebetet, der symbolisch als der einmillionste zählt. Das Bundesarchiv konnte den Toten anhand seiner Erkennungsmarke identifizieren, teilte die Behörde in Berlin mit. Es handle sich um einen Sanitätsgefreiten aus dem heutigen Sachsen-Anhalt. Die Zahl „eine Million“ beziehe sich auf die Zeit seit 1992 und sei symbolisch zu verstehen. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem Abschluss des Kriegsgräberabkommens zwischen Deutschland und Russland „begann eine neue Zeitrechnung und damit auch eine neue Zählung“.

Wieder verschoben

Das Landgericht Traunstein hat den Termin für die nächste mündliche Verhandlung im Zivilprozess gegen das Erzbistum München um Schmerzensgeld für einen Missbrauchsbedingten („Benedikt-Prozess“) erneut verschoben. Nachdem die Verhandlung zunächst vom 12. September auf den 2. November verlegt worden war, wird jetzt erst am 10. Januar weiterverhandelt. Hintergrund sind Terminschwierigkeiten bei den Prozessbeteiligten.

HERBSTVOLLVERSAMMLUNG BEENDET

Kein „Systemwechsel“

Missbrauchs-Entschädigung weiter individuell

WIESBADEN (KNA) – Trotz Forderungen von Missbrauchsbedingten nach einem „Systemwechsel“: Die katholische Kirche in Deutschland hält am bestehenden System der freiwilligen Entschädigungszahlungen für Missbrauchsopfer fest.

Es sehe bereits jetzt vor, dass sich die individuellen Zahlungen „am oberen Bereich“ der durch staatliche Gerichte zuerkannten Schmerzensgelder orientieren, sagte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing, vorige Woche zum Abschluss der Herbstvollversammlung der Bischöfe in Wiesbaden.

Daher finde das Urteil des Landgerichts Köln bereits jetzt „in vergleichbaren Fällen Berücksichtigung im Anerkennungsverfahren“. Dies gelte sowohl für neue und laufende als auch für bereits beschiedene Anträge, wenn Betroffene einen Antrag auf erneute Prüfung stellten. In dem inzwischen rechtskräftigen Urteil hatte das Kölner Landgericht dem missbrauchten früheren Ministranten Georg M. die bislang höchste derartige Schmerzensgeldsumme von 300 000 Euro zugesprochen. Die Kirche hatte M. nur 25 000 Euro in Anerkennung des Leids gezahlt.

Die Bischöfe erwarteten nun mit Blick auf das Kölner Urteil und anhängige Zivilverfahren eine „deutliche Dynamisierung der Bescheidhöhen“ durch die Unabhängige Kommission für Anerkennungsleistungen (UKA), sagte Bätzing. Deshalb sei die Vollversammlung Vorschlägen des Betroffenenbeirats der Bischofskonferenz nach einem „Systemwechsel“ beim Entschädigungsverfahren nicht gefolgt.

Pauschalisierung schwer

Der Betroffenenbeirat hatte gefordert, statt der bisherigen individuellen Anerkennungsprüfung solle künftig die Einordnung in drei tatorientierte Grundpauschalen durch die UKA erfolgen. Doch eine solche Pauschalisierung wäre schwierig, sagte Bätzing. Einzelfallentscheidungen wie bislang seien wohl gerechter.

Bätzing betonte die Unabhängigkeit der Institution UKA sowie die „niedrigen Hürden“ und die Flexibilität des bisherigen Verfahrens. Es setze „nicht voraus, dass der sexuelle Missbrauch voll bewiesen ist“, unterstrich er. Es genüge, dass Betroffene ihren Fall „plausibel“ vortragen.



▲ Bischof Georg Bätzing beim Eröffnungsgottesdienst der Herbstvollversammlung in Wiesbaden. Foto: KNA

Die Bischöfe warnten zum Abschluss ihres Treffens vor einem zunehmenden Extremismus in der AfD und in der Gesellschaft. „Wir haben den Eindruck, dass extremistische Positionen immer unverhohlener öffentlich geäußert werden“, erklärte Bätzing.

Drei Jahre nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Suizidbeihilfe forderten die Bischöfe erneut eine Stärkung der Suizidprävention in Deutschland. Der assistierte Suizid dürfe nicht zur gesellschaftlichen Normalität am Lebensende werden. Deshalb brauche es ein Schutzkonzept und eine gesetzliche Regelung, damit betroffene Menschen solch gravierende Schritte wirklich informiert, selbstbestimmt und ohne äußeren Druck fassen könnten.

Der Bischofskonferenz-Vorsitzende reagierte vor Journalisten zudem kritisch auf Pläne der Bundesregierung, Abtreibung zum verbindlichen Teil des Medizinstudiums zu machen. „Es ist der Gewissensentscheidung von Ärzten anvertraut, ob sie sich in diesem Feld engagieren oder nicht“, sagte Bätzing. „Ärzte haben Leben zu schützen.“

Die Bischöfe riefen außerdem zur Hilfe für Armenien auf. Das Land müsse mit bis zu 100 000 Flüchtlingen rechnen, die meisten von ihnen seien Christen. Es dürfe nicht zu einer Auslöschung der Armenier und der über 1000 Jahre alten christlichen Kultur in der Region kommen.

Die Vollversammlung von insgesamt 65 Diözesan- und Weihbischöfen tagte vier Tage in Wiesbaden statt wie gewohnt in Fulda, wo das Priesterseminar derzeit renoviert wird. Die Frühjahrsvollversammlung im kommenden Jahr wird in Augsburg stattfinden. Norbert Demuth/KNA

Messerscharfe Analysen

Theologin Johanna Rahner erhält Ökumene-Preis

MÜNCHEN (KNA) – Die Tübinger Theologin Johanna Rahner (61) ist mit dem Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie in Bayern geehrt worden.

Sie nahm die mit 10 000 Euro dotierte Auszeichnung bei einem Festakt in München entgegen. In der Begründung der Akademie heißt es, damit werde die wissenschaftliche Arbeit Rahners gewürdigt, die seit

zwei Jahrzehnten Bücher, Artikel, Lexikoneinträge und Rezensionen zur Ökumene schreibt. Die Theologin analysiere messerscharf schwierige Themen und spreche verbesserungswürdige Zustände auf allen Seiten offen und pointiert an.

Johanna Rahner hat an der Tübinger Eberhard-Karls-Universität den Lehrstuhl für Dogmatik, Dogmengeschichte und Ökumenische Theologie inne.

PURPUR KAM ÜBERRASCHEND

Gesicht und Stimme Afrikas

Langjähriger „Sozialminister“ und Kurienkardinal Peter Turkson feiert 75. Geburtstag

ROM (KNA) – Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil war unter den Kurienkardinälen (fast) immer ein Afrikaner. 2009 kam Peter Kodwo Appiah Turkson aus Ghana in die Vatikan-Zentrale. Am 11. Oktober feiert der langjährige „Sozialminister“ seinen 75. Geburtstag.

Seit anderthalb Jahrzehnten ist Kardinal Turkson das freundliche Gesicht und die Stimme Afrikas in der vatikanischen Kurie. Zunächst war er Präsident des Rates „Iustitia et pax“, dann wurde er Präfekt des neu geschaffenen Entwicklungs-Dikasteriums. Seit gut einem Jahr ist er Präsident der renommierten Päpstlichen Wissenschaftsakademien.

Als „Sozialminister“ musste Turkson die katholische Soziallehre fortschreiben – und große Menschheitsfragen kirchlich beleuchten: Gerechtigkeit und Frieden, Entwicklung und gesellschaftlicher Fortschritt, Menschenrechte und Religionsfreiheit, humanitäre Hilfe, Umweltschutz und Klimakrise.

Dazu erarbeitet seine Behörde Dossiers und Erklärungen für den innerkirchlichen Raum wie für den gesellschaftlichen Diskurs. Dann organisiert sie vielbeachtete Kongresse zu einem breiten Themen-Fächer: zur atomaren Abrüstung, zur Abschaffung der Todesstrafe, für ein gerechtes Gesundheitswesen oder für das Menschenrecht auf Trinkwasser.

Außerdem musste der Kardinal, der fünf Sprachen spricht und in den späten 1970er Jahren unter anderem auch Pfarrvertretung im bayrischen Illertissen im Bistum Augsburg gemacht hatte, viel reisen. Er vertrat



▲ Gutes Verhältnis: Papst Franziskus empfängt Kardinal Peter Turkson, Kanzler der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, und Mitglieder der Akademie im September 2022 im Vatikan. Fotos: KNA

den Heiligen Stuhl bei internationalen Konferenzen, sprach vor der Uno in New York, äußerte sich beim Weltwirtschaftsforum in Davos und ging zu deutschen Katholikentagen. Zudem entsandte der Papst ihn immer wieder als Mittler in Kriegs- und Krisengebiete: an die Elfenbeinküste, in die Ukraine, die Ebola-Regionen im Ost-Kongo.

In Rom war der stets besonnen wirkende Kirchenmann ein gefragter Gesprächspartner. Das Sozialministerium gilt auch als inoffizielles vatikanisches Außenministerium – für Spitzenpolitiker und Kirchenführer, aber ebenso für Personen, die (noch) nicht mit dem Staatssekretariat in Kontakt treten wollen.

Wie viele Bischöfe Afrikas hat auch Turkson eine römische Vergangenheit. Der Sohn eines katholischen Zimmermanns und einer methodistischen Verkäuferin studierte in seiner Heimat Ghana, am Biblicum in Rom und in New York. Nach Professoren-Jahren wurde er mit 44 Jahren Bischof von Cape Coast. Ein Jahr später nahm er 1994 an der ersten Afrika-Synode in Rom teil – und später mehrfach an Weltbischofstreffen.

Erster Kardinal Ghanas

Dennoch war die Erhebung Turksons zum ersten Kardinal Ghanas 2003 eine Überraschung – auch weil Papst Johannes Paul II. den Oberhirten der Hauptstadt Accra, Gabriel Charles Palmer-Buckle, übergab. Papst Benedikt XVI. machte Turkson zum „Sozialminister“ und berief ihn 2009 zum Generalrelator der zweiten Afrika-Synode – womit er für deren inhaltliche Linie zuständig war. Zudem ernannte er ihn zum Präsidenten von „Iustitia et pax“.

Papst Franziskus bestätigte Turkson – der vor dem Konklave von 2013 durchaus als „papabile“ (Papst-Kandidat) galt – in diesem Amt. Er wurde maßgeblicher Mitarbeiter an Franziskus' großen Enzykliken „Laudato si“ und „Tutti fratelli“ für Umwelt- und Klimaschutz und Geschwisterlichkeit.

Als 2016 im Zuge der Kurienreform die vier Sozialbehörden aufgelöst und im „Dikasterium für den

Dienst zugunsten der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen“ neu aufgestellt wurden, beförderte er Turkson zu dessen ersten Präfekten. Eine Herkules-Aufgabe. Denn zu Turksons Stärken zählen eher Inhalte und Seelsorge als Verwaltungs- und Managementkompetenz. Es haperte beim Umbau.

Belastend hinzu kam eine pikante Personallage. Papst Franziskus, dem die Sorge um Migranten am Herzen liegt, machte den dafür zuständigen Abteilungsleiter, Turksons Untersekretär Michel Czerny, 2019 zum Kardinal – und stellte ihn damit auf die gleiche Stufe mit dem Präfekten. Der Konflikt war vorprogrammiert. Eine im Sommer 2021 durchgeführte Visitation habe in der Behörde gravierende Führungsmängel ermittelt, hieß es. Für Turkson gab es nach Ende seiner fünfjährigen Amtszeit vom Papst keine Verlängerung.

Allerdings erhielt Turkson eine ehrenvolle Anschlussaufgabe. Er wurde Kanzler der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften sowie derjenigen der Sozialwissenschaften, zwei auch mit Nobelpreisträgern besetzten Gremien, die den Papst in naturwissenschaftlichen und sozialetischen Fragen beraten. Damit hat der Kardinal weiterhin die Möglichkeit, Zukunftsfragen für Erde und Menschheit im interdisziplinären Austausch zu vertiefen, von der Klimaforschung bis zur Covid-Bekämpfung, von Organhandel und bis zur Ernährungskrise.

Johannes Schidelko



▲ Gefragter Gesprächspartner: Kardinal Turkson umringt von Journalisten bei der internationalen Konferenz für nukleare Abrüstung im Vatikan am 10. November 2017.



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Oktober

Für die Weltsynode

Beten wir für die Kirche, dass sie auf allen Ebenen einen Lebensstil führe, der von Hören und Dialog geprägt ist und sich vom Heiligen Geist bis an die Peripherien der Welt führen lässt.



VATIKANISCHE MUSEEN

Maßnahmen wegen Besucheransturms

ROM (KNA) – Die Vatikanischen Museen wollen dem dauerhaften Ansturm von Touristen Herr werden. Die Museen, zu denen auch die weltberühmte Sixtinische Kapelle gehört, kündigten verlängerte Öffnungszeiten ab Januar an.

Ein neues Ticketsystem soll zudem verhindern, dass Eintrittskarten zu überhöhten Preisen weiterverkauft werden. Dafür werde künftig die Identität des Besuchers gründlicher überprüft, hieß es. Auch werde in mehr Ausstellungsräumen eine Klimaanlage installiert, um Gesundheit und Wohlbefinden der Besucher zu schützen.

Die päpstlichen Kunstsammlungen im Vatikan zählen zu den meistbesuchten Sehenswürdigkeiten für Rom-Touristen. Vor der Corona-Pandemie verzeichneten die 26 Museen, Kapellen und Säle sechs Millionen Besucher pro Jahr. In der aktuellen Reisesaison sind die prachtvollen Gänge des Renaissancebaus wieder häufig überfüllt. Meist bilden sich vor dem Eingang schon frühmorgens lange Schlangen.

Reform-Bremser aus den USA

Strickland, Burke und Co: Papst prangert „rückwärtsgewandte Haltung“ an

WASHINGTON (KNA) – Aus den USA kommen einige der lautstärksten Kritiker der katholischen Weltsynode. Besonders ein Bischof steht für seine Äußerungen im Fokus des Papstes und könnte sein Amt verlieren. Gelöst wäre der Konflikt damit nicht.

Bischof Joseph Strickland gibt sich kämpferisch. Er werde seinen Bischofsstuhl nicht einfach so räumen, sagte der erzkonservative Leiter der Diözese Tyler in Texas dem „Religion News Service“. Zuvor hatte das Portal „The Pillar“ unter Bezug auf ein vertrauliches Treffen im Vatikan Spekulationen über eine bevorstehende Abberufung genährt. „Prinzipiell kann ich nicht von einem Mandat zurücktreten, das mir Papst Benedikt XVI. erteilt hat“, erklärte Strickland weiter – um dann

hinzuzufügen: „Natürlich kann das Mandat durch Papst Franziskus entzogen werden.“

Themen des Anstoßes

Anlass dazu gäbe es durchaus. Strickland ist lautstärkster Vertreter einer Gruppe von US-Bischöfen, die durch Kritik am amtierenden Papst auffallen. Zurzeit arbeiten sie sich vor allem an der Weltsynode ab. Laut Strickland wird durch das Vorhaben eine „böse und falsche Botschaft“ verbreitet. Themen des Anstoßes sind stets Fragen über die Rolle von Frauen, den Umgang mit sexuellen Minderheiten, eine Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Eucharistie sowie Abtreibung und Klimawandel.

Eine Abberufung des texanischen Bischofs wäre ein drastisches Signal

auch an andere Traditionalisten. Ende August sickerte eine vertrauliche Äußerung von Franziskus während seines Portugal-Besuchs durch, die keinen Zweifel daran lässt, dass er die Reform-Bremser auf dem Radar hat: „Es gibt in den USA eine sehr starke und organisierte reaktionäre Haltung, die auch auf eine emotionale Bindung setzt. Diese Menschen will ich daran erinnern, dass eine rückwärtsgewandte Haltung nutzlos ist.“

Namen wollte Franziskus zwar nicht nennen. Doch erst im Juni war Stricklands Diözese Tyler Gegenstand einer förmlichen Untersuchung der vatikanischen Bischofsbehörde. Eine Entscheidung im Fall Strickland wäre nicht das erste klare Zeichen in Richtung der amerikanischen Papst-Kritiker. Die Entmachtung des einst einflussreichen Kurienkardinals Raymond Leo Burke dürfte den meisten US-Bischöfen noch im Gedächtnis sein.

„Büchse der Pandora“

Dennoch bleibt Burke weiterhin ein Wortführer des konservativen Lagers. Jüngst verfasste er ein Vorwort für ein Buch mit dem Titel „The Synodal Process is a Pandora's Box“. Sponsor des Projekts ist die Amerikanische Gesellschaft zur Verteidigung von Tradition, Familie und Privateigentum. In dem Buch rechnen die Autoren José Antonio Ureta und Julio Loredó de Izcue mit der Weltsynode ab. Franziskus wolle mithilfe neu-modernistischer und linker Kräfte „die Heilige Mutter Kirche zerstören“, so das Fazit.

Das Buch wurde auch an Teilnehmer der Synode und Stellen im Vatikan verschickt, von denen man sich offenbar eine gewisse Empfänglichkeit für die Botschaft verspricht. Auf dem Rückflug aus der Mongolei Anfang September nahm Franziskus direkt zu dem Pamphlet Stellung und warf den Verfassern ideologische Motive vor. *Thomas Spang*



▲ Der texanische Bischof Joseph Strickland gehört zu den lautstärksten Papstkritikern der USA. 2020 begrüßte ihn Franziskus im Vatikan. Foto: KNA

DIE WELT



EINSTIMMUNG AUF DIE WELTSYNODE

Schweigen für den Frieden

Auf die morgendliche Kardinalsversammlung folgte abends ein ökumenisches Gebet

Im Vorfeld der Weltsynode betete der Papst mit Vertretern anderer Kirchen vor dem Franziskus-Kreuz und einer Marienikone um Frieden und Einheit.

ROM (KNA) – Im Vatikan folgen Großereignisse dicht an dicht. Gleich zweimal füllte sich am Samstag der Petersplatz: Beim morgendlichen Konsistorium erhob Papst Franziskus 21 Geistliche in den Kardinalsstand, am Abend betete er in einer ökumenischen Andacht für Einheit, Frieden und das Gelingen der Weltsynode.

Stille herrschte am Abend auf dem Petersplatz. Während die Sonne hinter Sankt Peter unterging, schwiegen rund 18000 Christen achteinhalb Minuten lang für den Frieden. Mit dem Papst und 19 weiteren Vertretern christlicher Kirchen hatten sie sich im Vorfeld der Weltsynode zu einer ökumenischen Andacht zusammengefunden.

Anders als bei der Kardinalsversammlung vor der Basilika am Samstagmorgen standen dabei nicht die Würdenträger im Mittelpunkt, sondern das Kreuz von San Damiano, auch bekannt als Franziskus-Kreuz, und eine Marienikone. Ihnen gehörte die Bühne; die Kirchenvertreter saßen im Halbkreis eine Ebene tiefer. Unter ihnen befanden sich auch der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel, Bartholomaios I., und Anglikanerprimas Erzbischof Justin Welby von Canterbury.

Organisiert hatte das Ereignis die Gemeinschaft von Taizé mit christlichen Gemeinden und Vertretern von Jugendorganisationen. So waren es nicht rein kirchliche, sondern auch gesellschaftliche Themen, die den Abend bestimmten. Eine Rettungsweste und Blumen vor dem Kreuz sollten an Geflüchtete und



Migranten erinnern, ein symbolischer Wald an Klimawandel und den Schutz der Umwelt.

Lautstarker Protest

Während es im Vatikan ruhig zuzuging, demonstrierten nur wenige hundert Meter entfernt Missbrauchsbetroffene lautstark gegen sexuelle Gewalt in der Kirche. „Was wollen wir? – Null Toleranz! – Wann? – Jetzt!“ riefen die rund 70 Frauen und Männer von Betroffeneninitiativen aus etwa 20 Ländern.

Auf das Thema aufmerksam machen wollten sie auch die 464 Teilnehmer der Weltsynode. Beim Abendgebet wandte sich der Papst in seiner Predigt an die Synodenmütter und -väter, als er die Bedeutung von Stille erklärte. Die Wahrheit brauche kein gewaltiges Geschrei, um die Herzen der Menschen zu erreichen, erklärte er.

Erst Schweigen ermögliche in der kirchlichen Gemeinschaft eine geschwisterliche Kommunikation und das Hören auf den Willen Gottes, fuhr Franziskus fort. „Bitten wir

darum, dass die Synode ein guter Moment der Geschwisterlichkeit wird, ein Ort, an dem der Heilige Geist die Kirche von Geschwätz, Ideologien und Polarisierungen reinigt.“ Nach dem Gebet brachen die Synodenmütter und -väter zu Besinnungstagen in ein Haus nahe Rom auf.

Bereits am Morgen hatte Papst Franziskus 21 Geistliche in einer feierlichen Zeremonie in lateinischer Sprache in den Kardinalsstand erhoben. Zwischen Olivenbäumen, Zypressen, Gräsern und Alpenveilchen bekannten die neuen Titelträger ihren Glauben und schworen lebenslange Treue und Gehorsam gegenüber Christus, der Kirche, dem Papst und seinen Nachfolgern.

Franziskus forderte die neuen Kardinäle zur Furchtlosigkeit auf und übergab dann jedem von ihnen die neuen Insignien. Unter Applaus und mit nur einem kleinen Stolperer folgte dann 20 Mal der gleiche Ablauf: Der Kandidat kniete sich vor den Papst. Franziskus überreichte ihm das Ernennungsdokument, setzte ihm das rote Birett auf den

Kopf und steckte ihm den Kardinalsring an den rechten Ringfinger.

Einer der neuen Kardinäle wurde aus gesundheitlichen Gründen in Abwesenheit ernannt: der 96-jährige Kapuzinerpater Luis Pascual Dri aus Buenos Aires. Mit den 21 neuen „Purpurträgern“ – die rote Seide für die Gewänder wurde vor der Feier noch knapp – besteht das Kardinalskollegium nun aus 242 Kardinälen.

Wie ein Orchester

Franziskus ermahnte die führenden Geistlichen, einander besser zuzuhören und in Harmonie zusammenzuarbeiten: „Das Kardinalskollegium sollte einem Symphonieorchester ähneln, das die Symphonik und die Synodalität der Kirche symbolisiert.“ In einem Orchester müsse jeder Musiker auf die anderen hören, führte der Papst aus: „Die Vielfalt ist notwendig, sie ist unverzichtbar. Aber jeder Klang muss sich in das gemeinsame Konzept einfügen. Und dafür ist das gegenseitige Zuhören von grundlegender Bedeutung.“

Severina Bartonitschek

Aus meiner Sicht ...



Hildegard Schütz ist Vorsitzende des Diözesanrats der Katholiken im Bistum Augsburg. Sie unterrichtet Latein und katholische Religionslehre.

Hildegard Schütz

Wählen als demokratischer Auftrag

An diesem Sonntag finden in Bayern die Wahlen zum Landtag und zum Bezirkstag statt. Auch in Hessen wird an diesem Tag der Landtag gewählt. Gerade vor diesem Kontext verweise ich auf den ersten Petrusbrief: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt“ (1Petr 3,15).

Das bedeutet für uns als Christen zum einen, die Grundlagen unseres Hoffens und Denkens, die zu unseren Einstellungen und damit zu unserem Handeln führen, immer neu zu überdenken. Zum anderen bedeutet es, dass wir unbedingt in den offenen Dialog mit Andersdenkenden treten müssen, wenn menschenverachtende, demokratiefeindliche

Positionen vertreten werden, die das christliche Menschenbild mit Füßen treten, und der Ton in der politischen Landschaft zu verrohen droht.

Seien wir uns bewusst, dass wir durch unser Wahlverhalten die Politik der kommenden fünf Jahre mitgestalten – etwa in den Bereichen Familie, Arbeit und Soziales, im Gesundheitswesen, in der Bildung über alle Schul- und Ausbildungsarten hinweg bis hin zu einer gelungenen Integrationspolitik. Aber auch im Bezug auf eine ausgewogene Landwirtschaft und nachhaltige Energiegewinnung, auf Schaffung und Erhaltung von bezahlbarem Wohnraum und auf eine gesunde Wirtschafts- und Finanzpolitik.

Dem neugewählten Landtag kommt es zu, die Regierung zu bilden und diese auch zu kontrollieren, Gesetzentwürfe einzubringen und als gesetzgebende Gewalt Gesetze zu beschließen. Auch die Bezirkstage und ihre ehrenamtlichen Mitglieder haben eine große Verantwortung, etwa in den Bereichen Gesundheit, insbesondere im Bezug auf psychiatrische und neurologische Einrichtungen, oder im Schulwesen bezüglich der Schulen für Hör- und Sprachgeschädigte.

Stärken wir durch unsere Wahl politische Kräfte, die für Menschlichkeit, soziale Gerechtigkeit und Frieden eintreten! Bringen wir unsere Überzeugung dadurch zum Ausdruck, dass wir zur Wahl gehen!



Professor Veit Neumann ist Gastprofessor an der Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz.

Veit Neumann

Redliche Seelenführung

Bei der Herbstvollversammlung der deutschen Bischöfe ging es unter anderem um das Thema geistlicher Missbrauch. Was versteht man darunter? Einige Geistliche „nutzen“ Amt und geistliche Autorität, um anderen religiöse Auffassungen, Werte oder Überzeugungen aufzudrängen. Ein Bischof erklärte, dass das Strafrecht an diesem Punkt „nicht sehr viel weiterhilft“. Die Bischöfe veröffentlichten dazu eine Arbeitshilfe, Anregungen zur Einrichtung von Anlaufstellen für Betroffene und für Beratung.

Im Kern geht es dabei auch um die Frage: Wie kann jemand angemessen geistlich handeln? Es geht um geistliches Tun in Beratung und Begleitung, wobei es verschiedene

Umsetzungen davon gibt. Früher war von Seelenführung die Rede. Wer andere geistlich anleitet, indem er seine Autorität dafür nutzt, bewegt sich auf komplexem Terrain. Gespräche im Rahmen der Seelsorge, die zumeist geistlichen Charakter haben, und überhaupt das Seelsorgegespräch haben einen anderen Zuschnitt als eine Beratung auf einer Bank.

Auch ist der Verlauf geistlicher Beratung oder eine derartige Hilfestellung tendenziell offen. Lösungen zeichnen sich womöglich erst allmählich ab. Der Berater kann der Versuchung unterliegen, zu intensiv auf Hilfsanforderungen einzugehen, um die eigene Person in den Vordergrund zu stellen. Alle Menschen brauchen Anerkennung, auch Geistliche.

Schließlich gibt es die schmerzliche Erfahrung, dass geistlicher Ratschlag im Gespräch scheitert, aus ganz verschiedenen Gründen. Bereits in der Vergangenheit hat es Versuche gegeben, an diesem Punkt die Ausbildung zu verbessern. Jemanden uneigennützig dabei zu unterstützen, Gott und sein Wirken im Leben zu erkennen, daraus sogar Hinweise für die Zukunft zu entwickeln, bedarf der Professionalisierung und der Erfahrung.

Über all das hinaus braucht es die uneigennützige Haltung, das Sich-Zurücknehmen des Geistlichen. Dies sicherzustellen, wird weiter eine große Aufgabe sein. Gelingt sie nicht, sind alle weiteren ehrlichen Bemühungen wohl vergeblich.



Ulrich Hoffmann ist Präsident des Familienbunds der Katholiken.

Ulrich Hoffmann

Neuer Name, aber wenig Neues

Nach langem Hin und Her ist die Kindergrundsicherung im Kabinett verabschiedet worden. Nachdem das Ziel der Leistungsverbesserungen für Familien weitgehend aufgegeben wurde, ist es fraglich, ob der Entwurf überhaupt das Mindestziel einer gelungenen Verwaltungsreform erreicht.

Ich sehe wenig Neues unter neuem Namen und keine wirkliche Situationsverbesserung für arme Kinder und Familien. Der Gesetzentwurf wird in der Praxis nicht einhalten können, was er verspricht. Für die Verbesserung der Chancen und Teilhabe aller Kinder sollte die Kindergrundsicherung die „umfassendste sozialpolitische Reform seit vielen Jahren“ werden, hieß es. Davon ist im bis-

herigen Entwurf wenig zu lesen. Hier fehlen maßgebliche Leistungsverbesserungen, eine echte Neuberechnung des Existenzminimums für Kinder sowie eine niedrigere Abschmelzrate und eine Anhebung der Sätze in allen Altersgruppen beim Kinderzuschlagbetrag. Bisher ist viel Umstellung, aber wenig Vereinfachung und teilweise sogar eine Verkomplizierung festzustellen. Denn Familien müssen weiterhin zu verschiedenen Behörden, um ihre Hilfeleistungen zu beantragen.

Es ist richtig, dass sich die Regierung eine bessere Unterstützung einkommensschwächerer Familien und eine Vereinfachung der familienpolitischen Leistungen vorgenommen hat. Gefragt sind aber weniger große Worte

und dafür mehr Pragmatismus. Von rein begrifflichen Veränderungen können sich Familien nichts kaufen. Es wäre besser, mit dem Budget gezielt den bestehenden Kinderzuschlag zu verbessern und die Voraussetzungen sowie das Antragsverfahren zu vereinfachen. Die zur Verfügung stehenden Mittel sind für eine echte Kindergrundsicherung allerdings zu gering.

Die Regierung sollte die Kritik der Länder und Kommunen ernst nehmen und gemeinsam an einer überzeugenden Lösung arbeiten. Dazu sollte sie sich die für eine gute Umsetzung erforderliche Zeit nehmen, damit nicht statt Lösungen neue Probleme geschaffen werden.

Leserbriefe

Kein Platz für das Kreuz?

Zu „Dies ist mein Gewand“ beziehungsweise „Das Kreuz: Stein des Anstoßes“ in Nr. 30:

Mein großer Dank und Respekt für Abt Nikodemus Schnabel, der korrekt und mutig das Kreuz zu seiner Tracht gehörend bekannte. Er zeigte damit



▲ Nikodemus Schnabel, Abt der Dormitio-Abtei in Jerusalem, sollte nahe der Klagemauer sein Kreuz abnehmen. Er weigerte sich. Foto: KNA

mehr Rückgrat als jene beiden Bischöfe, die ihr Kreuz seinerzeit auf dem Tempelberg ablegten.

Anton Hieble,
87448 Waltenhofen

Was sich da in Jerusalem nahe der Klagemauer abgespielt hat, ist sehr befremdlich. Abt Nikodemus Schnabel zu verweigern, sein Kreuz öffentlich zu tragen, ist ein Akt der Willkür gegenüber Christen. Hier sind mal wieder antichristliche Tendenzen zu spüren. Nach der Weltsicht jüdischer Extremisten ist in Jerusalem kein Platz für Kirchen.

Peter Eisenmann,
68647 Biblis

Gott sei Dank gibt es noch Hirten, die diese Bezeichnung auch verdienen. Nicht nur der unsägliche Missbrauchsskandal in der Kirche ist Schuld an den massenhaften Kirchenaustritten in Deutschland, sondern auch das Verleugnen des Kreuzes durch Kirchenvertreter.

Wolfgang Mulzer,
92421 Schwandorf

Vollkommen richtig

Zu „Der Mensch ist die beste Medizin“ in Nr. 36:

Erzabt Wolfgang hat mit seinen Ansichten vollkommen Recht. Gute Gespräche, Gebete, ein solider Lebenswandel und Zufriedenheit sind sehr gute Voraussetzungen für die Gesundheit und ersetzen teure Medikamente. Ich gehe nie zu Vorsorgeuntersuchungen, sondern nur im äußersten Notfall zum Allgemeinarzt. Nur Zahnarztbesuche sind notwendig, da bin ich sehr genau. Glücklicherweise ist dort die Medizin sehr fortgeschritten.

Brigitte Darmstadt,
87600 Kaufbeuren

Zweifachen Dank

Zu „Hirten kämpfen für die Herde“ (Leserbriefe) und „Voll cool, diese Kirche“ in Nr. 33:

Das klare Bekenntnis zum Glauben, die guten Beiträge und Meinungen

vieler Menschen, auch die Leserbriefe sind für mich immer sehr interessant. Um nur einen zu nennen: „Hirten kämpfen für die Herde“. Danke dafür, Johann Reinhardt aus Coburg. Wir sind gleichgesinnt! Sie geben Kraft, Mut und Freude. Auch wenn vieles in unserer deutschen Kirche krankt. Der Weltjugendtag in Lissabon hat es gezeigt: Wer glaubt, ist nie allein. Allen Hirten und Jugendlichen, die uns hier vertreten haben, ganz herzlichen Dank und „Vergelt's Gott“.

Elisabeth Löser,
97265 Hettstadt



Besonderer Platz für den Abend

SANKT OLLILIEN – „Seit einigen Tagen vertreibt sich der Storch seine Zeit am Abend auf dem Dach der Abteikirche“, schreibt Benediktiner-Broder Wunibald Wörle aus der Erzabtei Sankt Ottilien. „Vor der abendlichen Komplet der Mönche um 20 Uhr suchte er sich einen besonderen Platz.“

Kampagne gegen Aiwanger

Zu „Mehr als ein schlimmes Pamphlet“ in Nr. 35:

Voll Empörung hat Johannes Müller seinen Frust über die ekligen, dummen Flugblätter der Aiwanger-Brüder geäußert. Das „Pamphlet“ hat ihn offensichtlich arg getroffen. Wie alt ist denn der Herr Müller? Älter oder jünger als die Aiwanger-Brüder? Ich bin deutlich älter, und auch bei uns gab es judenfeindliche Sprüche. Welche Zeitung wird sich darüber seitenweise erregen?

Siegfried Bösele, 87452 Altusried

Seit Jahrzehnten ist Hubert Aiwanger in der politischen Öffentlichkeit präsent, und ausgerechnet kurz vor der Wahl werden Vorfälle hervorgekramt, die 35 Jahre zurückliegen. Es ist für jeden mehr als klar erkennbar, dass da jemand politisch erledigt werden soll. So blöd ist der Bürger nicht, dass er diese Schmutzkampagne nicht als das erkennt, was sie ist. Deshalb erhält Hubert Aiwanger in unserer niederbayrischen Region unheimlich viel Zuspruch.

Georg Bauer,
84180 Loiching

Böses erkennen und bereuen

Zu „An der Gemeinschaft festhalten“ (Gedanken zum Sonntag) in Nr. 36:

Pfarrer Harald Heinrich thematisiert mit treffendem Scharfsinn das Miteinander in der Kirche im Lichte der Liebe. Dabei erwähnt er auch das „Sündenbekenntnis“. Dazu muss ich sagen, dass ich das dreifache Ausrufen „Durch meine (große) Schuld“ nicht nachvollziehen kann. Stattdessen bete ich: Jesus, zeig mir, was ich Böses getan habe, damit ich es echt bereuen und vermeiden kann.

In Spanien ist das „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa“ aus dem

Sündenbekenntnis entfernt worden. Worauf es in der Kirche ankommt, bringt Pfarrer Heinrich auf den Punkt, wenn er schreibt, es müsse darum gehen, dass wir an der Gemeinschaft festhalten.

Wilhelm Dresbach, 86152 Augsburg

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Frohe Botschaft

27. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

Jes 5,1–7

Ich will singen von meinem Freund, das Lied meines Liebsten von seinem Weinberg.

Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fruchtbaren Höhe. Er grub ihn um und entfernte die Steine und bepflanzte ihn mit edlen Reben. Er baute in seiner Mitte einen Turm und hieb zudem eine Kelter in ihm aus. Dann hoffte er, dass der Weinberg Trauben brächte, doch er brachte nur faule Beeren.

Und nun, Bewohner Jerusalems und Männer von Juda, richtet zwischen mir und meinem Weinberg! Was hätte es für meinen Weinberg noch zu tun gegeben, das ich ihm nicht getan hätte? Warum hoffte ich, dass er Trauben brächte? Und er brachte nur faule Beeren!

Jetzt aber will ich euch kundtun, was ich mit meinem Weinberg mache: seine Hecke entfernen, so dass er abgeweidet wird; einreißen seine Mauer, so dass er zertrampelt wird. Zu Ödland will ich ihn machen. Nicht werde er beschnitten, nicht behackt, so dass Dornen und Disteln hochkommen. Und den Wolken gebiete ich, keinen Regen auf ihn fallen zu lassen.

Denn der Weinberg des HERRN der Heerscharen ist das Haus Israel und die Männer von Juda sind die Pflanzung seiner Lust. Er hoffte auf Rechtsspruch – doch siehe da: Rechtsbruch, auf Rechtsverleih – doch siehe da: Hilfeschrei.

Zweite Lesung

Phil 4,6–9

Schwestern und Brüder! Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott! Und der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in Christus Jesus bewahren.

Im Übrigen, Brüder und Schwestern: Was immer wahrhaft, edel, recht, was lauter, liebenswert, ansprechend ist, was Tugend heißt und lobenswert ist, darauf seid bedacht! Und was ihr gelernt und angenommen, gehört und an mir gesehen habt, das tut!

Und der Gott des Friedens wird mit euch sein.

Evangelium

Mt 21,33–44

In jener Zeit sprach Jesus zu den Hohepriestern und den Ältesten des Volkes:

Hört noch ein anderes Gleichnis: Es war ein Gutsbesitzer, der legte einen Weinberg an, zog ringsherum einen Zaun, hob eine Kelter aus und baute einen Turm. Dann verpachtete er den Weinberg an Winzer und reiste in ein anderes Land. Als nun die Erntezeit kam, schickte er seine Knechte zu den Winzern, um seine Früchte holen zu lassen. Die Winzer aber packten seine Knechte; den einen prügelten sie, den andern brachten sie um, wieder einen anderen steinigten sie. Darauf schickte er andere Knechte, mehr als das erste Mal; mit ihnen machten sie es genauso.

Zuletzt sandte er seinen Sohn zu ihnen; denn er dachte: Vor meinem Sohn werden sie Achtung haben.

Als die Winzer den Sohn sahen, sagten sie zueinander: Das ist der Erbe. Auf, wir wollen ihn umbringen, damit wir sein Erbe in Besitz nehmen. Und sie packten ihn, warfen ihn aus dem Weinberg hinaus und brachten ihn um. Wenn nun der Herr des Weinbergs kommt: Was wird er mit jenen Winzern tun?

Sie sagten zu ihm: Er wird diese bösen Menschen vernichten und den Weinberg an andere Winzer verpachten, die ihm die Früchte abliefern, wenn es Zeit dafür ist.

Und Jesus sagte zu ihnen: Habt ihr nie in der Schrift gelesen:

Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, er ist zum Eckstein geworden; vom Herrn ist das geschehen und es ist wunderbar in unseren Augen?

Und wer auf diesen Stein fällt, wird zerschellen; auf wen der Stein aber fällt, den wird er zermalmen.

Darum sage ich euch: Das Reich Gottes wird euch weggenommen und einem Volk gegeben werden, das die Früchte des Reiches Gottes bringt.

„Es war ein Gutsbesitzer, der legte einen Weinberg an, zog ringsherum einen Zaun, hob eine Kelter aus und baute einen Turm.“ Im Bild ein eingefriedeter Weinberg im Herbst.

Foto: sprisi/pixelio.de

Gedanken zum Sonntag

Drama in drei Akten

Zum Evangelium – von Schwester M. Veronika Häusler OSVvP



Die Liturgie konfrontiert uns an diesem Sonntag mit einem herausfordernden Dreiklang. Da ist zunächst Jesajas

Lied vom Weinberg. Es wird zur Trauerarie über enttäuschte Liebe: Gott schenkt seinem Volk Zuwendung, die auf wenig Resonanz stößt. Der Schmerz lässt den Weinberg zur Öde werden, das umhegte Land wird von Dornen und Disteln überwuchert und vertrocknet.

Der Antwortpsalm lässt Hoffnung aufkeimen: Der Weinstock Israel schlägt Wurzeln, trägt Frucht. Das Volk erlebt, wie wunderbar das Leben im Gleichklang mit Gottes

Weisung ist. Dafür braucht es die lebendige Beziehung zu Gott, die gepflegt, geachtet und gehütet werden will: „Wir werden nicht von dir weichen. Belege uns und wir rufen deinen Namen an“ (Ps 80,19).

Jesus spitzt mit seinem Gleichnis die Lage dramatisch zu. Wieder legt ein Gutsbesitzer seinen Weinberg sorgfältig an, gewährleistet gute Arbeitsbedingungen, baut einen Turm, um die jungen Triebe der Weinstöcke rechtzeitig vor eindringenden Tieren zu schützen. Jetzt sind es die Menschen, die der Geschichte ihre unheilvolle Wendung geben: Die Pächter sind nicht bereit, ihren Teil der Abmachung einzuhalten. Nahezu grotesk mutet es an, dass sie wiederholt vor Gewalt gegen die Knechte nicht zurückschrecken. Doch immer noch glaubt der Gutsherr an

eine gütliche Einigung und schickt seinen Sohn – damit eskaliert das Geschehen völlig. Die Pächter wollen den Weinberg an sich reißen und töten den Sohn.

Die Farben in diesem Gleichnis sind so grell gewählt, dass wir nicht leicht erkennen, was uns damit gesagt sein könnte. Vielleicht ganz schlicht dies: Die Schöpfung, unser Leben, unsere Mitmenschen sind uns anvertraut. Wir sind „Pächter“, stehen im Dienst des Herrn und bleiben ihm gegenüber verantwortlich. Ein Blick auf das aktuelle Weltgeschehen mag uns vor Augen führen, dass wir als gesamte Menschheit sehr anmaßend mit dem uns anvertrauten Gut umgehen. Wir treten die Notwendigkeit, rücksichtsvoll und nachhaltig mit der Schöpfung umzugehen, mit Füßen. Wir er-

heben uns zu Herren über das Leben an seinem Anfang und seinem Ende. In Europa bauen wir Zäune, in deren Stacheldraht Geflüchtete hängenbleiben, oder lassen sie vor unseren Küsten ertrinken, weil wir unsere Früchte nicht teilen wollen.

Gott hat uns in seinen Weinberg gerufen, er hat uns seinen Sohn gesandt, wir sollen mit ihm daran arbeiten, dass das Reich Gottes schon hier und heute spürbar wird. Dafür gilt es einzustehen, gegebenenfalls auch „Prügel zu beziehen“.

Immer wieder werden wir hinter diesem Anspruch zurückbleiben, unsere Nachfolge verwirklicht sich fragmenthaft. Aber wir dürfen bitten: „HERR, Gott der Heerscharen, stelle uns wieder her, lass dein Angesicht leuchten und wir sind gerettet“ (Ps 80,20).



Gebet der Woche

Einen Weinstock hobst du aus in Ägypten,
du hast Völker vertrieben und ihn eingepflanzt.
Seine Ranken trieb er bis zum Meer
und seine Schösslinge bis zum Euftrat!

Warum risset du seine Mauern ein?
Alle, die des Weges kommen, plündern ihn.
Der Eber aus dem Wald wühlt ihn um,
es fressen ihn ab die Tiere des Feldes.

Gott der Heerscharen, kehre doch zurück,
blicke vom Himmel herab und sieh,
sorge für diesen Weinstock!
Beschütze, was deine Rechte gepflanzt hat,
und den Sohn, den du dir stark gemacht!

Wir werden nicht von dir weichen.
Belebe uns und wir rufen deinen Namen an.
HERR, Gott der Heerscharen, stelle uns wieder her,
lass dein Angesicht leuchten und wir sind gerettet.

Antwortpsalm 80 zum 27. Sonntag im Jahreskreis

Glaube im Alltag

von Pastoralreferentin Theresia Reischl



Als Jugendliche kniete ich freitags abends vor meinem Kassettensetrekorder. „Schlager der Woche“ auf Bayern 3 – Schallplatten oder Kassetten waren sehr teuer, ich wollte die gerade angesagten Songs aufnehmen. Die große Kunst bestand darin, schnell genug, wenn der Moderator den Titel angesagt hatte, die zwei Tasten „Play“ und „Record“ gleichzeitig zu drücken, damit der Liedanfang drauf ist. Noch schwieriger war, den Zeitpunkt zu erwischen, um die Stopp-taste zu drücken, damit ich nicht Text mit aufnehme. Das ist nicht immer gelungen, „Another day in paradise“ von Phil Collins habe ich bestimmt zehnmal aufgenommen und immer war die Stimme von Thomas Brennicke mit drauf (obwohl er sich immer bemüht hat, nicht in das Lied reinzureden).

Wann ist der richtige Zeitpunkt, um bereit zu sein und zu starten, und noch wichtiger: Wann drücke ich die Stopp-taste? Ähnlich wie bei meinen Kassettenaufnahmen früher, finde ich es schwierig, den idealen Moment herauszufinden, um zu unterbrechen. Es gibt immer etwas zu tun, alles ist irgendwie wichtig, irgendwer macht immer Druck ...

Dazu kommt das eigene (schlechte) Gewissen: Wenn ich das oder das nicht tue, dann enttäusche ich jemanden, bringe einen Menschen in Bedrängnis, gelte als faul oder unzuverlässig ... Gibt es ihn überhaupt, den idealen Moment, wo nichts anderes stört oder überlagert?

Wo es leicht ist, zu stoppen?

Mein Eindruck ist, dass es uns „modernen“ Menschen, trotz oder gerade wegen der technischen Möglichkeiten, der unzählbaren Angebote und Optionen immer schwerer fällt, wirklich zu unterbrechen und Pause zu machen. Die wünschen wir uns zwar, aber nehmen sie uns nicht wirklich.

Von Johann Baptist Metz stammt der Ausspruch: „Die kürzeste Definition von Religion ist Unterbrechung.“ Wenn wir beten, Gottesdienst feiern, singen, tanzen oder bewusst die Natur genießen, uns Zeit nehmen für ein Bad, Handarbeiten oder in Ruhe Musik zu hören oder ein Buch zu lesen – dann unterbrechen wir den Alltag, das Erwartbare, das Selbstverständliche. Wir unterbrechen, können neu justieren und Energie tanken, um wieder neu anzufangen. Das können auch nur kurze Pausen sein, kleine Unterbrechungen zum Durchschnaufen. Wenn wir diesen Moment verpassen und uns die Zeit dafür nicht gönnen, laufen wir Gefahr auszubrennen.

Bei meinen Kassettenaufnahmen war das der Zeitpunkt, wenn das Band nicht mehr reichte. Das letzte Lied war nur zur Hälfte drauf, es blieb etwas unvollendet oder gar unbrauchbar. Und das wünscht man niemandem.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, 27. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 8. Oktober

27. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegen (grün); 1. Les: Jes 5,1–7, APs: Ps 80,9 u. 12.13–14.15–16.19–20, 2. Les: Phil 4,6–9, Ev: Mt 21,33–44

Aus pastoralen Gründen kann der Gedenktag Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz (Rosenkranzfest) gefeiert werden: **Messe von ULF, Gl, Cr, Prf Maria, feierlicher Schlusssegen** (weiß); Lesungen vom Sonntag oder aus den AuswL

Montag – 9. Oktober

Hl. Dionysius, Bischof von Paris, und Gefährten, Märtyrer
Hl. Johannes Leonardi, Priester, Ordensgründer

Messe vom Tag (grün); Les: Jona 1,1 – 2,1.11, Ev: Lk 10,25–37; **Messe vom hl. Dionysius und den Gefährten** (rot)/**vom hl. Johannes** (weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 10. Oktober

Messe vom Tag (grün); Les: Jona 3,1–10, Ev: Lk 10,38–42

Mittwoch – 11. Oktober

Hl. Johannes XXIII., Papst

Messe vom Tag (grün); Les: Jona 3,10b; 4,1–11, Ev: Lk 11,1–4; **Messe vom hl. Johannes XXIII.** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 12. Oktober

Messe vom Tag (grün); Les: Mal 3,13–20a, Ev: Lk 11,5–13

Freitag – 13. Oktober

Messe vom Tag (grün); Les: Joël 1,13–15; 2,1–2, Ev: Lk 11,14–26

Samstag – 14. Oktober

Hl. Kallistus I., Papst, Märtyrer
Marien-Samstag

M. v. Tag (grün); Les: Joël 4,12–21, Ev: Lk 11,27–28; **M. v. hl. Kallistus** (rot)/**M. v. Marien-Sa, Prf Maria** (weiß); jew. Les u. Ev v. Tag o. a. d. AuswL

Zweimal Philippus: Apostel und Evangelist

Der griechische Name Philippos bedeutet wörtlich „Pferdefreund“. In den **synoptischen Evangelien** (nach Markus, Matthäus und Lukas) erscheint Philippus als einer der zwölf Apostel jeweils an fünfter Stelle (Mk 3,18 par Mt 10,3; Lk 6,14; dazu Apg 1,13). Als gesondert Handelnder tritt er hier nicht in Erscheinung.

Dagegen tritt er im **Johannesevangelium** öfters auf, und zwar meist zusammen mit Andreas. Wie dieser stammt er aus Betsaida am See Genesaret (Joh 1,44; 12,21). Er wird von Jesus ausdrücklich in seine Nachfolge gerufen (Joh 1,43). Er führt seinerseits Natanaël Jesus zu (Joh 1,45–51). Bei der Brotvermehrung (Joh 6,5–9) treten Philippus und Andreas in Vertretung der Hörer und Leser des Evangeliums als Bedenkenträger auf und steigern so umso mehr das Wunder der Brotvermehrung. In Joh 14,5–11 ist das Nichtwissen von Thomas und Philippus Anlass für Jesus, sein Verhältnis zu Gott, seinem Vater, zu klären. In Joh 12,20–22 wenden sich griechische Pilger an Philippus und dieser sich dann an Andreas und bitten um Vermittlung, um Jesus zu sehen. Aufgrund ihrer griechischen Namen geht der Evangelist wohl davon aus, dass sie auch Griechisch sprachen.

Mit dem Apostel Philippos nicht zu verwechseln ist der Evangelist Philippus. Er ist einer der Sieben, die gewählt wurden, um den Witwen der Hellenisten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Diese Sieben wurden später als erste Diakone bezeichnet. Tatsächlich treffen wir sie nicht beim Dienst an den Tischen an, sondern beim Dienst am Wort Gottes (Apg 7 u. 8). Sie stellten also das „Führungskollegium“ der hellenistischen Judenchristen dar. Die Mitglieder dieses Kollegiums werden namentlich aufgezählt. Es sind: Stephanus, Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaos, ein Proselyt aus Antiochia (Apg 6,5). Die **Apostelgeschichte** berichtet nur vom Wirken des Stephanus und Philippus, von den fünf Übrigen wird nur der Name überliefert. Nur von Nikolaos erfahren wir, dass er ein Proselyt war, also ein vom Heidentum zum Judentum konvertierter Christ. Dass sich die Nikolaiten (Off 2,6.15) auf ihn beriefen, ist bloße Spekulation.

Nach der Steinigung des Stephanus begann in Jerusalem eine Verfolgung der Christen, die dazu führte, dass die versprengten Christen auch anderswo das Evangelium verkündeten (Apg 8,1 ff.). Philippus verkündete das Evangelium zunächst in der Hauptstadt Samariens (Sebaste) mit „großen Zeichen und Machttaten“:

„Philippus aber kam in die Hauptstadt Samariens hinab und verkündete dort Chris-



▲ Dieses Marmorrelief mit zwei Männerköpfen entstand im ersten Jahrhundert.

Foto: gem

tus. Und die Menge achtete einmütig auf die Worte des Philippus; sie hörten zu und sahen die Zeichen, die er tat. Denn aus vielen Besessenen fuhren unter lautem Geschrei die unreinen Geister aus; auch viele Lahme und Verkrüppelte wurden geheilt. So herrschte große Freude in jener Stadt. Ein Mann namens Simon hatte schon länger in der Stadt Zauberei getrieben und das Volk von Samarien in Staunen versetzt; er gab sich als etwas Großes aus. Alle achteten auf ihn, Klein und Groß, und sie sagten: Dieser ist die Kraft Gottes, die man die Große nennt. Sie achteten aber deshalb auf ihn, weil er sie lange Zeit durch Zaubereien in Staunen versetzt hatte. Als sie jedoch dem Philippus Glauben schenken, der das Evangelium vom Reich Gottes und vom Namen Jesu Christi verkündete, ließen sie sich taufen, Männer und Frauen. Auch Simon wurde gläubig, ließ sich taufen und schloss sich dem Philippus an; und als er die großen Zeichen und Machttaten sah, geriet er außer sich vor Staunen“ (Apg 8,5–13).

Die Samaritaner nehmen zwischen Juden und Heiden eine Mittelstellung ein: Sie werden von den Juden nicht als vollwertige Juden anerkannt, doch verehren sie wie diese Jahwe und leben auf ehemals jüdischem Gebiet. Von Samarien aus geht die Missionstätigkeit dann weiter auf echtes heidnisches Gebiet. Der erwähnte Simon („Magus – Zauberer“) versucht – natürlich vergeblich –, den Aposteln die Vollmacht zur Handauflegung abzukaufen, um dieselben Erfolge wie diese erzielen zu können. Daher kommt die spätere Bezeichnung „Simonie“ für den Versuch, kirchliche Ämter zu erkaufen.

Später begegnen wir Philippus auf der Straße von Jerusalem nach Gaza, wo er einem Hofbeamten der Kandake, der Königin der Äthiopier, eine Stelle aus dem Propheten Jesaja erklärt, ihn zum christlichen Glauben bekehrt und tauft (Apg 8,26–40). Weitere Wirkungsstätten sind Aschdod und andere Orte bis nach Cäsarea am Mittelmeer, seiner Heimatstadt. Dort suchten ihn Paulus und seine Begleiter bei ihrer dritten Missionsreise auf und blieben einige Tage bei ihm (Apg 21,8). Hier erfahren wir auch, dass Philippus vier prophetisch begabte Töchter hatte und er selbst als „Evangelist“ bezeichnet wird. Im **Brief an die Epheser** (4,11) wird neben dem Dienst der Apostel, Propheten, Hirten und Lehrer auch der Dienst der Evangelisten aufgezählt. Im **Zweiten Brief an Timotheus** (4,5) fordert „Paulus“ diesen auf, das „Werk eines Evangelisten“ zu verrichten.

Abt em. Emmeram Kränkl OSB

Was bedeutet Philippus für uns heute?

Während in Kirchen der Reformation und in evangelikalen Freikirchen das Amt des Evangelisten neu belebt wurde, gibt es in der katholischen Kirche das Amt bzw. den Dienst des Evangelisten nicht mehr. Doch hat sich gerade in der gegenwärtigen Zeit, in der Ermüdungserscheinungen innerhalb der Großkirchen unverkennbar sind, die Notwendigkeit einer Neu-Evangelisation herausgestellt. Vielleicht ließe sich auch das Amt des Evangelisten in unserer Kirche neu beleben.

EIN ETHISCHES DILEMMA

Letzter Trost vor der Giftspritze

Geistlicher Beistand für US-Todeskandidaten während ihrer Hinrichtung

WASHINGTON – Bei den Exekutionen in den USA gehört es meist dazu: Während Henker todbringende Mittel vorbereiten und einspritzen, beten Seelsorger für die auf der Liege festgezurrt Verurteilten. Für manchen Geistlichen stellt das ein ethisches Dilemma dar. Der geistliche Beistand geht zurück auf das Mittelalter. Die Todgeweihten sollen mit Gott ins Reine kommen.

Die presbyterianische Pastorin Melissa Potts Bowers (61) hatte andere Beweggründe für ihren Beistand. Bowers hat im Juni im Gefängnis von Bonne Terre in Missouri den 42-jährigen Michael Tisius bei der Hinrichtung begleitet. Sie sei viele Jahre mit Tisius in Kontakt gewesen und habe ihm helfen wollen, friedvoll aus dem Leben zu gehen. Im „normalen Leben“ arbeitet Bowers in der Seelsorge in einem Hospiz. Sie denke noch heute jeden Tag an die Hinrichtung, sagt Bowers.

„Ich war ihm sehr nahe“

Es sei ein schrecklicher Vorgang. Man habe ihr gesagt, dass sie Michael nur an der Schulter berühren dürfe, sagt Bowers. Das habe sie getan und bei der gesamten Exekution mit ihm gesprochen. „Ich war ihm körperlich sehr nahe und konnte direkt in sein Ohr sprechen.“ Sie habe seine Hand nicht halten dürfen, „möglicherweise um auszuschließen, dass ich bei den Infusionen eingreife“.

Das staatliche Töten sei inszeniert, meint Bowers. Der Verurteilte werde zur Schau gestellt. Mehrere Zeugen blicken durchs Fenster in den Hinrichtungsraum. Die Schläuche, die das Gift in den Körper des Verurteilten bringen, führen durch eine Wand zum Henker, der unsichtbar in einem Nebenraum sitzt und den Fluss der todbringenden Mittel auslöst.

Sie habe Michael Tisius in den letzten Tagen lange besuchen dürfen, erzählt Bowers. Er sei ein gläubiger Mensch gewesen. Sie hätten über sein Leben gesprochen, worauf er stolz sei, was er außer seiner Tat bereue, wen er auf der anderen Seite sehen werde, wie er sich auf den Tod vorbereiten könne. Tisius habe Angst gehabt. Sie wollte einfach da sein.

Freilich wolle sie „1000 Mal betonen, dass ich auch auf Seiten der



◀ Der Hinrichtungsraum in einem US-Gefängnis im Bundesstaat Florida. Wie viele Todeskandidaten werden hier schon die Hoffnung gehabt haben, dass im letzten Moment das Telefon klingelt und ihre Begnadigung mitgeteilt wird? Meist klingelt es nicht.

Foto: Florida Department of Corrections/ Doug Smith

Opfer stehe“. Es sei irrsinnig zu glauben, dass man die Verbrechensopfer ehrt, „indem man mehr Blut vergießt“. Es schockiere sie, dass selbst manche Pastoren bei der Todesstrafe auf Rache aus seien. Tisius hatte 2000 im Alter von 19 Jahren beim Ausbruchversuch eines Inhaftierten die Gefängniswärter Leon Egly und Jason Acton erschossen.

Rechtlich ist die geistliche Präsenz bei der Hinrichtung gesichert, erläutert die Exekutivdirektorin des Todesstrafen-Informationszentrums in Washington, Robin Maher. Im März 2022 urteilte das Oberste Gericht der USA, der Todeshäftling John Ramirez im Bundesstaat Texas

habe aufgrund des Verfassungsgebots der freien Religionsausübung das Recht, einen Pastor bei sich zu haben. Dieser dürfe laut beten und den Todeshäftling berühren.

Die texanischen Behörden hatten das zuvor mit der Begründung untersagt, der Ablauf der Hinrichtung solle nicht gestört werden. Ramirez' Seelsorger, der baptistische Pastor Dana Moore aus Corpus Christi in Texas, protestierte gegen die Restriktionen. Bei Baptisten gehöre Berühren zum Segnen und zum Gebet.

Sie habe eine Erklärung unterzeichnen müssen, sagt Bowers, dass sie nichts über bestimmte Umstände der Hinrichtung öffentlich machen

werde. Sie sei bei der Exekution vom Personal geradezu mitfühlend behandelt worden. Die Hinrichtenden selbst würden beim Vollzug traumatisiert. Es könne gar nicht anders sein, wenn man bei Morden dabei sei. Die Hinrichtenden hätten Zugang zu psychologischem Beistand.

Bei einer Zusammenkunft des Anti-Todesstrafenverbands von Missouri im Juni diskutierten Geistliche darüber, ob sie im Hinrichtungsraum mitverantwortlich sind. Er habe das Gefühl, dass er mitmache, sagte der altkatholische Pfarrer Jeff Hood, der mehr als zehn Todeshäftlinge betreut hat. Es sei ein ethisches Dilemma, denn sein Job sei es auch, den Verurteilten zu beruhigen. Letztendlich glaube er an die Bedeutung der Seelsorge durch Präsenz.

Der baptistische Pastor Darryl Gray aus St. Louis sagte nach der Begleitung einer Exekution im November 2022, der Verurteilte sollte doch nicht alleine sterben. Zugegen sein „ist nicht etwas, was du tust und dann in der Todeskammer zurückerlässt“.

Im Jahr 2023 sind in den USA bislang 17 Menschen hingerichtet worden: in Texas, Missouri, Florida, Alabama und Oklahoma. 27 der 50 Bundesstaaten sehen gegenwärtig bei schweren Mordfällen die Todesstrafe vor. Die Hinrichtungszahlen gehen zurück. Das Jahr 1999 war ein Höhepunkt mit 98 Exekutionen. Die Regierung von Präsident Joe Biden hatte 2021 ein Moratorium für Hinrichtungen auf nationaler Ebene beschlossen.

Konrad Ege



▲ Pastor Darryl Gray (Mitte) begleitet Todeskandidaten auf ihrem letzten Weg. Das Bild zeigt ihn bei einer Kundgebung von Bürgerrechtlern. Foto: Imago/UPI Photo

NUR NOCH WENIGE DEUTSCHE IN SCHIMONYDORF

Ein Wiedersehen nach 22 Jahren

Banater Schwabe besucht die Heimat seiner Vorfahren im Westen Rumäniens

Schimonydorf ist die nördlichste Ortschaft des banatschwäbischen Siedlungsgebiets in Rumänien. Heute leben nur noch wenige Deutsche hier. Viele Häuser stehen leer. Für Helmut Heimann ist Schimonydorf der Heimatort der Großeltern. Die Reise nach Rumänien, die der Journalist für unsere Zeitung schildert, ist für ihn, der nach der Wende nach Deutschland übersiedelte, eine Art Rückkehr in eine unbeschwernte Kindheit.

„Plötzlich beginnt der Nebel in die Ortschaft zu kriechen. Er wird immer dichter, bis fast nichts mehr zu sehen ist. Langsam rollt unser Wagen aus dem Dorf. Ich weiß, dass es sich nicht lohnt. Trotzdem muss ich noch einmal zurückschauen. Aber erkennen kann ich nichts mehr. Inzwischen hat der Nebel alles verhüllt. Es ist, als wolle er sagen: ‚Wenn Du Schimonydorf noch einmal sehen willst, musst Du wiederkommen.‘ Doch nur der liebe Gott weiß, wann dies geschehen wird.“

Das schrieb ich im Juli 2001 in einem literarischen Reise-Essay. Nun komme ich wieder – und diesmal ist die Sicht gut. Zwischen beiden Besuchen liegen 22 Jahre. Damals waren meine Eltern dabei, nun schauen sie von oben zu. Stattdessen sind meine Lebensgefährtin Gerti und ihr Neffe Virgil dabei, der uns mit seinem Wagen aus der Europäischen Kulturhauptstadt Temeswar in meinen Sehnsuchtsort im Nordwesten von Rumänien bringen und am nächsten Tag abholen wird.

140 Jahre vergangen

„Satu Nou“ (neues Dorf) heißt die Gemeinde auf Rumänisch. Die Ungarn nennen den Ort Simonyfalva – nach Stephan Ludwig Baron Simon-Simonyi. Der Reichstagsabgeordnete und Handelsminister gründete den Ort 1882 im Königreich Ungarn. Im Jahr darauf kamen die ersten Siedler nach Schimonydorf südlich der Schwarzen Kreisch und östlich der ungarischen Stadt Gyula. Die Ansiedlung ist also genau 140 Jahre her.

Banater Schwaben nennt man die Deutschen, die die Habsburger im 18. Jahrhundert nach den gewonnenen Türkenkriegen ins Banat im Südosten Europas brachten. Ihr Ziel waren die Herrschaftskonsolidierung und der wirtschaftliche Wie-

deraufbau der teils entvölkerten, verwüsteten und sumpfigen Region zwischen Donau, Theiß, Marosch und den Ausläufern der Südkarpaten. Damals war die Bezeichnung Schwaben als Synonym für Deutsche verbreitet.

Erzsi, die Tochter meiner Cousine Elisabeth, erwartet uns. Nach der Begrüßung geht es gleich weiter an die Schwarze Kreisch. Die Kreisch war als Kind mein Traumfluss – und ist es bis heute geblieben. In meinem Geburtsort Großjetscha gab es keinen Strand, Bach oder ein anderes Gewässer. So konnte ich es kaum erwarten, in den Sommerferien zu den Großeltern nach Schimonydorf zu kommen, wo mein Vater geboren wurde. Dann ging's mit dem Pferdewagen an die Kreisch. Was für Spaß Mensch und Tier an den heißen Tagen im frischen Nass hatten!

Jetzt bin ich gespannt: Wird mich die Kreisch nach so langer Abwesenheit noch kennen? Wir fahren die sechs Kilometer bis zum Fluss mit dem Jeep. Mit dem Pferdewagen wie einst wären wir nicht durchgekommen.



▲ Die katholische Kirche von Schimonydorf erstrahlt in neuem Glanz.

Der Deichschützer hat das meterhohe Gras entlang des Flusses noch nicht gemäht. Den letzten Abschnitt fahren wir auf dem Deich – ringsum unberührte Landschaft. Ein farbenprächtiger Fasan erhebt sich vom Boden in die kristallklare Luft, ein zierliches Reh überquert unseren Weg, sattes Grün soweit das Auge reicht. Natur pur!

Endlich finden wir eine Stelle, um den Deich zu verlassen. Und dann erblicke ich sie: die Schwarze Kreisch. Aber ich kann mich ihrem seichten Wasser nicht wie früher nähern, weil das abfallende Ufer wildverwachsen und rutschig ist. Sie fließt gemächlich wie immer. Ihrem Namen – das Dakische „krisos“ bedeutet schwarz – macht sie alle Ehre. Denn es sieht aus, als würde sie einen Trauerflor tragen. Der Freude über das Wiedersehen tut das keinen Abbruch.

Die Stille, die den Fluss umgibt, kann mit Händen gegriffen werden, ist körperlich fühlbar. Wir wechseln kein Wort, schweigen und genießen. Die Schwarze Kreisch war immer gut zu mei-

ner Familie. Vater brach vor 78 Jahren auf der Flucht vor der Deportation in die Sowjetunion in ihrem Eis ein und konnte sich erst im letzten Moment völlig durchnässt und halb erfroren ans Ufer retten.

Meine Gedanken kehren in die Gegenwart zurück. Denn es heißt, Abschied nehmen von der Kreisch. Er fällt ihr und mir nicht leicht. Doch ich lasse viele schöne Erinnerungen an ihrem lehmigen Ufer zurück. Sie werden uns für immer wie ein unsichtbares Band miteinander verbinden. „Kreisch“ heißt im banatschwäbischen Dialekt: weine. Sie nimmt meine Träne mit auf ihrem Weg in die Theiß, von dort in die Donau und immer weiter bis ins Schwarze Meer.

In Amerika Geld verdient

Wir kehren ins Dorf zurück. Mein Opa Franz kam als kleines Kind mit seinen Eltern nach Schimony, wie die Einheimischen die Ortschaft nennen. Als jungen Mann zog es ihn nach Amerika, wo er gutes Geld verdiente. Er kehrte zurück, kaufte zehn Katastraljoch Feld, baute ein Haus und heiratete eine elf Jahre jüngere Frau. Er brachte sie mit dem Pferdewagen nach Schimonydorf, bekam mit ihr in 23 Jahren 14 Kinder, von denen zwölf erwachsen wurden, darunter mein Vater.

Wir nähern uns seinem Elternhaus. In Gedanken sehe ich Opa auf der langen Holzbank zwischen den Akazien sitzen, in der einen Hand die Pfeife, mit der anderen die Enden seines Schnurrbartes zwirbelnd. „Sefi, de Helmut kummt“, rief er meiner Oma Sofie im Hof zu. Und der Helmut kam regelmäßig jede Sommerferien, auch als die Großeltern nicht mehr lebten – dann eben zu Onkel und Tanten.

Von den in alle Welt zerstreuten Kindern lebt keines mehr. Die Bank vor dem Haus ist auch nicht mehr da, es steht leer. Nur einen gibt es noch, der alle Stürme der Zeit überstanden und das pulsierende Leben im jetzt verlassenem Haus und Hof erlebt hat: meinen Freund, den Nussbaum. Er steht in der Scheune, ist mehr als 100 Jahre alt und 20 Meter hoch. Ich möchte ihn streicheln und umarmen, aber es geht nicht. Alles ist verriegelt.

„Willkommen“, scheinen seine Blätter mir freudig ins Ohr zu flüstern. Endlich jemand, den er noch

Info

Schimonydorf steht symbolisch für den starken Rückgang des Deutschums in Rumänien. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten 750 000 Deutsche im multiethnischen Rumänien. Nach den Ungarn waren sie mit vier Prozent die zweitgrößte nationale Minderheit. Durch den Exodus nach Deutschland

ist ihre Zahl laut Volkszählung von 2021 auf knapp 23 000 gesunken. In den Banater Landkreisen Temesch stellen sie noch 0,72 Prozent der Bevölkerung, in Arad 0,49 Prozent sowie in den siebenbürgischen Kreisen Hermannstadt und Kronstadt 0,69 bzw. 0,35 Prozent. hh



▲ Ein Mahnmal erinnert an die in die Sowjetunion deportierten Deutschen. Das Bild rechts zeigt den Autor Helmut Heimann an der Schwarzen Kreisch, seinem Traumfluss.

kennt. Ich winke ihm zum Abschied zu. Dann schlendern wir durch die Straßen eines dahinsiechenden Dorfes, in dem die Hälfte der 700 Häuser leer steht, andere eingestürzt sind. „Ganze Straßenzüge fehlen“, sagt Bürgermeister Tiberiu Haász. In Schimonydorf leben noch vier Deutsche: drei Frauen und ein Mann. Der Großteil ist verstorben oder in die weite Welt gezogen.

Wir kommen an der 1914 erbauten katholischen Kirche Mariä Himmelfahrt an. Bis zu ihrer Einweihung existierte seit 1901 ein Bethaus. Schon von weitem zieht das frisch leuchtende Schönbrunner Gelb des Gotteshauses unsere Blicke an. Es wurde sowohl außen als auch innen renoviert. Die tanzenden Sonnenstrahlen tauchen sein kühles Inneres in gleißendes Licht. Unsere Augen baden im Habsburger Gelb. Hier wurden meine Eltern getraut.

Auf dem Weg ins Pfarrhaus kommen wir am 2008 errichteten Mahnmal für die Russlanddeportierten vorbei, dem einzigen im Kreis Arad. Es ist ein Werk der Schimonydorfer Künstlerin Elisabeth Britsch. Unsere Väter waren gute Kameraden. Ich habe es noch nicht gesehen. Auch der Name meines Onkels ist eingraviert. Er war nicht mal 16, als sie ihn holten. Opa wollte unbedingt, dass mein Vater seinen minderjährigen Bruder in die UdSSR begleitet, um auf ihn aufzupassen.

Vater widersetzte sich seinem Vater – und flüchtete vor den Häschern. Er hatte mit knapp 18 Jahren seinen eigenen Kopf. Einmal war er im Wohnzimmer, als die Hunde draußen anstießen. Er versteckte sich im Wohnzimmerschrank, seine Mutter zog den Schlüssel ab. Als die Soldaten den Raum betraten, bemerkten sie den fehlenden Schlüssel.

Oma musste den Schrank öffnen, und sie nahmen Vater gefangen. Auf der Straße in der Kreishauptstadt Arad entkam er. Vater bückte sich und tat so, als würde

er die Schnürsenkel binden. Der Soldat schlurfte weiter und Tata, wie ich ihn nannte, rannte davon. Nach mehreren Monaten auf der Flucht hatte er es geschafft. Er musste nicht zur Zwangsarbeit. Sein Bruder Toni kehrte nach fünf Jahren aus der Deportation heim.

Der ungarische Priester Kapor János erwartet uns in der geöffneten Tür des Pfarrhauses. Er spricht gut Deutsch. Im Flur hängen die Fotos aller im Ort wirkenden Priester. So sehe ich zum ersten Mal das Bild von Pfarrer Vöo Péter Pál, der hier zwischen 1956 und 1966 tätig war. Er hat meine Eltern getraut, sie sprachen noch Jahre später mit Hochachtung von ihm. Auf dem Tisch liegen die Matrikelbücher, so groß wie zu meiner Zeit die Schulkataloge, nur viel dicker.

Unser Weg führt weiter zum Friedhof. Ich kenne mich überall so

gut aus, als wäre ich schon immer in Schimony gewesen. Gerti wundert sich, da ich als Kind in den Sommerferien hier war, aber selbst nach Jahrzehnten noch jeden Grashalm kenne. Bestimmt hat es mir damals so gut gefallen, dass ich alles gespeichert habe. Jetzt muss ich nur eine Schublade im Kopf öffnen – und schon quillt es hervor. Dann stehen wir vor dem Grab meiner Großeltern.

Mir brennen zahlreiche Fragen auf der Zunge. Wie hat Oma so viele Kinder großziehen und nie die Geduld verlieren können? Sie war eine herzensgute Frau, freundlich, gelassen. Manchmal hielt sie zwei Kinder auf dem Schoß, schaukelte ein drittes in der Wiege mit dem Fuß in den Schlaf. Opa dagegen war impulsiv, aufbrausend, konservativ und erzog seine große Kinderschar streng. „Ihr müsst Deutsch sprechen“, paulte er

ihnen angesichts der vielen Ungarn im Dorf ein.

Der letzte deutsche Mann in Schimony ist mein Großcousin. Jani Rechtenwald ist 88 und nur vorübergehend da. Im Winter zieht es ihn zur Tochter nach Österreich, aber jeden Sommer zurück nach Schimony. Bald werden zu den wenigen Deutschen zwei neue hinzukommen. Eine mit ihrem bundesdeutschen Mann in Nordrhein-Westfalen lebende Schimonydorferin hat das Haus ihrer Großmutter geerbt. Derzeit wird es renoviert.

Hilfsbereiter Geistlicher

Bei meiner Cousine treffen wir Pfarrer Kapor wieder. Der Geistliche ist ein freundlicher, hilfsbereiter und zuvorkommender Mann. Überall, wo er tätig war, hat er die Gotteshäuser renovieren lassen, auch in Schimonydorf. Sein Beruf wurde zur Berufung. Dafür lieben ihn die Gläubigen. „Es ist nicht immer wichtig, dass wir große Dinge tun, sondern dass Gott durch uns wertvolle Dinge tut“, sagt er. Seine Pfarrei umfasst zwölf Filialen.

Mein Telefon klingelt: Virgil ruft an – er werde bald hier sein. Der Abschied rückt näher. Dann ist es soweit. Der Wagen rollt langsam aus der Ortschaft. Auch jetzt ist die Sicht bestens, nicht wie damals vor 22 Jahren, als der Nebel alles verhüllte. Wir fahren bei strahlendem Sonnenschein am Strommast vorbei, auf dem der Storch seine beiden Kinder füttert. Sie werden im nächsten Jahr wieder hier sein, ich bestimmt nicht.

Ob noch einmal 22 Jahre bis zu meinem nächsten Besuch vergehen werden? Das steht in den Sternen. Als wir das verschlafene Dorf verlassen, muss ich an meinen Lieblingsspruch denken: „Heimat ist da, wo man bleibt, wenn man geht.“ Ja, ein Teil von mir wird für immer hierbleiben. In meinem Schimonydorf an meiner Schwarzen Kreisch.



▲ Priester Kapor János sitzt im Pfarrhaus an einem Tisch und betrachtet die alten Matrikelbücher. Fotos: Heimann (3), Gerti Mayer

KLOSTERNEUBAU BEI NEUZELLE

Fest des Dankes in Treppeln

Symbolische Schlüsselübergabe an Zisterzienser-Mönche – Umzug in Etappen

TREPPELN – Die von den Zisterziensermönchen von Neuzelle mit dem Entwurf für ihren Klosterneubau Maria Friedenshort beauftragte mexikanische Star-Architektin Tatiana Bilbao hat bei einem Fest des Dankes vor etwa 450 Gästen ihren Entwurf für das neue Klostergelände präsentiert. Auf dem ehemaligen Stasi-Gelände im Wald in Treppeln werden für das Kloster in der ersten Bauphase die Klosterkirche mit Kreuzgang und Zellentrakte sowie sieben kleine Einsiedeleien entstehen.

Baubeginn für die Klosterkirche soll 2026 sein. Das wurde nach der symbolischen Schlüsselübergabe für das Grundstück durch die Stiftung Stift Neuzelle an die Mönche durch Brandenburgs Kultur-Staatssekretär Tobias Dünow bekannt. Dünow erklärte, dass nun „der Weg endgültig frei ist für die erste Klosterneugründung der Zisterzienser in Brandenburg seit dem Mittelalter“. Sie bereichere Neuzelle um eine religiöse und spirituelle Komponente. „Was mich besonders berührt: Die Nachnutzung des Stasi-Geländes als Kloster hat etwas sehr Versöhnliches.“

Baustelle Kirche

Das Zisterzienserpriorat Neuzelle ist mittlerweile als Eigentümer im Grundbuch eingetragen. Der Initiator der Neugründung, der Görlitzer Bischof Wolfgang Ipolt, betonte: „Die künftige Baustelle hier in Treppeln ist wie ein Bild für das Leben und Wirken der Kirche überhaupt – das ist immer eine Baustelle. Mögen viele Menschen, seien sie nun Christen oder nicht, dieses Werk mit ihrer Unterstützung und ihrem Wohlwollen begleiten.“

Als 2016 österreichische Zisterzienser nach Brandenburg kamen, um das ehemalige Zisterzienserkloster in Neuzelle im Landkreis Oder-Spree wieder mit Leben füllten, galt das als kleine Sensation. In der Realität gestaltete sich jedoch das Zusammenwachsen nicht so leicht, denn das Kloster ist seit langem kein kirchlicher Ort mehr, sondern seit 1817 säkularisiert. Später wurde es verstaatlicht. Heute wird es als Museum und Schule genutzt.

Die Mönche können zwar einen Teil des barocken Klosters und der Marienkirche für ihre Gebete mitnutzen, sie wohnen aber in einem



◀ Tobias Dünow (2. v. r.), Staatssekretär im brandenburgischen Kulturministerium, überreicht den Mönchen von Neuzelle um Abt Maximilian Heim (mit Kette) und Pater Kilian Müller (links daneben) den symbolischen Schlüssel zum Grundstück in Treppeln. Mit im Bild: der Görlitzer Bischof Wolfgang Ipolt, Initiator der Klosterneugründung.

Fotos: Thiede

Provisorium: im ehemaligen katholischen Pfarrhaus. Schon lange reicht dort der Platz nicht mehr. Auch deshalb beschlossen sie, ein neues Kloster in der Nähe zu bauen.

Der Abt des niederösterreichischen Zisterzienserstifts Heiligenkreuz, Mutterkloster des Priorats Neuzelle, Prälät Maximilian Heim OCist, sagte am Rande des Fests: „Der Kern und das Fundament einer jeden Neugründung ist nicht aus Stein, Holz oder Ziegeln. Nein,

Kern und Fundament ist die auf Christus gegründete Einheit und der geistliche Zusammenhalt der klösterlichen Gemeinschaft.“

In einem Waldstück, zehn Kilometer entfernt vom Kloster, führten Pater Kilian Müller und seine Mitbrüder die Besucher über die Baustelle in Treppeln. Pater Kilian ist Subprior und Ökonom des neuen Klosters Maria Friedenshort. Den Besuchern erklärte er: „Baufortschritt war lange Rückbaufortschritt

und je weniger man an Gebäuden, die hier standen, sah, desto besser sind wir vorangekommen.“ Es gab 26 Baugruben und die Abrissarbeiten auf dem ehemaligen Stasi-Gelände sind inzwischen abgeschlossen. Nur einige Kellerteile, wo sich geschützte Fledermäuse eingestekt haben, sind noch vorhanden.“

Der Krieg in der Ukraine und die Inflation haben es auch für die Mönche bei ihrem Bauvorhaben nicht einfacher gemacht, erzählt Pater Kilian: „Die Last wird nicht unbedingt leichter. Aufgrund der Entwicklung, die keiner vorhersehen konnte, musste man manche Sachen etwas langsamer angehen. Da sind wir bei weitem nicht die einzigen, die davon betroffen sind. Für uns ist es ein Werk Gottes und das geht in seinem Tempo.“

Aktuell wohnen acht Mönche in der Mönchs-WG im Pfarrhaus. Pater Stanislaus, der seit rund vier Wochen hier ist, zog gegenüber beim evangelischen Pfarrer in ein Gästezimmer. „Wir platzen gerade aus allen Nähten und haben noch zwei junge Mitbrüder, die zur Formation in Heiligenkreuz sind“, sagt Pater Kilian. „Beide kommen aus den neuen Bundesländern: einer aus Mecklenburg-Vorpommern, einer aus Brandenburg.“ Für sie mussten die Mönche eine kleine Wohnung im Ort anmieten.

Zwar verließen zwei seiner Mitbrüder bereits wieder Brandenburg



▲ Eine Pilgerin übergibt der Architektin Tatiana Bilbao (rechts) Geschenke. Bilbao leitet die Planungen des Klosterneubaus Maria Friedenshort bei Treppeln.

und gingen zurück ins Mutterkloster in den Wienerwald, aber schnell gab es andere Mönche, die in den Osten Deutschlands, an die Oder, wollten. Und es gibt weitere junge Männer, die sich für das Klosterleben interessieren. Sie finden in der Regel über das Internet und Instagram zu den Angeboten der Mönche. Viele suchen nach Alternativen zum Leben in einer Welt, die in vielen Dingen aus den Fugen zu geraten scheint.

Die Wiederbesiedlung des historischen Klosters war seit jeher zeitlich befristet, denn die Ordensleute finden im über 750 Jahre alten Kloster Neuzelle nicht die für sie notwendige Ruhe. Es fehlt der für Fremde unzugängliche Klausurbereich, der für ein Leben im Kloster zwingend notwendig ist. In der barocken Marienkirche singen die Mönche jeden Tag insgesamt fast vier Stunden lang ihre Gebete.

An Spendern und Unterstützern für das neue Kloster scheint es bisher nicht zu mangeln. Rund 50 Freiwillige helfen bei Arbeitseinsätzen, andere mit Geld. Das Bistum Görlitz unterstützt das Bauvorhaben mit einer Million Euro. Auch das Bonifatiuswerk der Katholiken hilft. Es gibt sogar anonyme Großspender aus dem Ausland. „Wir merken schon, dass dieses Projekt des Klosterneubaus im deutschsprachigen Raum sehr bekannt geworden ist und immer bekannter wird“, sagt Pater Kilian.

Unterstützung aus Bayern

Aber nicht nur die Gemeinschaft der Mönche wächst. Bei der täglichen Arbeit helfen ihnen mittlerweile drei Ordensschwwestern der Gemeinschaft „Dienerinnen vom Heiligen Blut“ aus Bayern. Die drei Schwestern wohnen im Dachgeschoss der katholischen Grundschule und unterstützen die Mönche auf vielen Feldern, darunter der Seelsorge.

Der Umzug der Zisterzienser nach Treppeln wird in Etappen gehen. Kilian Müller verriet, dass sich die Mönche zunächst in einem kleinen Bauernhof in Treppeln einrichten werden. Die Liegenschaft wurde den Mönchen von einer Erbgemeinschaft zum Kauf angeboten. Die verwahrlosten Gebäude sollen ab Mitte 2024 saniert und umgebaut werden, um Wohnraum für bis zu 14 Mönche zu schaffen.

Die Scheune soll dabei zur Kapelle werden, die auch Gästen die Teilnahme an den Gottesdiensten und Gebetszeiten der Zisterzienser ermöglicht. „Dieser Zwischenschritt erlaubt es uns, als Gemeinschaft an einem Ort zusammen zu leben und auch Interessenten aufzunehmen“, sagt Pater Kilian. *Rocco Thiede*

Liebeserklärung an die „Ente“

Vor 75 Jahren wurde der Citroën 2 CV in Paris der Öffentlichkeit vorgestellt

BONN (KNA/red) – Für manche ist sie ein Kultfahrzeug, andere fragen: Ist das noch ein Auto? Am 7. Oktober 1948 wurde der Citroën 2 CV beim Automobilsalon in Paris der Öffentlichkeit präsentiert. 75 Jahre hat die „Ente“ damit auf dem Buckel.

Die Entwicklungsgeschichte des Fahrzeugs begann vor dem Zweiten Weltkrieg, lag während der Kämpfe aber auf Eis. Der Auftrag an Konstrukteur André Lefebvre soll gelautet haben: „Bauen Sie ein billiges, gut gefedertes Auto, in dem zwei Bauern mit Stiefeln, ein Zentner Kartoffeln oder ein kleines Fass Wein Platz haben; das 60 Stundenkilometer fährt und dafür nur drei Liter Sprit braucht.“

Die Wochenzeitschrift „Canard Enchaîné“ verspottete das Fahrzeug, dessen Entwicklungsgeschichte bereits vor dem Zweiten Weltkrieg begann, seinerzeit als „Konservendose für vier Sardinen“. Die Fachwelt in Paris stand milde lächelnd vor dem Produkt. Dann aber übertraf die Zahl der Bestellungen alle Erwartungen. Weil Rohstoffe knapp waren, entstanden lange Wartelisten. Bauern und Gewerbetreibende wurden bevorzugt beliefert.

Langsam aber sicher entwickelte sich die „Ente“ zum Kult-Auto – auch dank des Films. Man denke an die Verfolgungsjagd von Roger Moore in „007 – In tödlicher Mission“ (1981). Oder an die Nonne Soeur Clotilde, die in Louis de Funès' letz-

tem Film „Louis und seine verrückten Politessen“ (1982) ihren 2 CV systematisch zu einer Viertel-Ente tranchiert und nur mit Vorderbank und Motor vor der Gendarmerie von Saint-Tropez eintrifft.

Heute ist die Zeit der „Ente“ fast vorbei. Im Juli 1990 lief im portugiesischen Mangualde bei Viseu das letzte von knapp 3,9 Millionen Exemplaren vom Band. In Deutschland lag der zugelassene Bestand an „Enten“ zum 1. Januar 2023 laut Kraftfahrt-Bundesamt bei nur noch 13 958. Zum Vergleich: beim ostdeutschen Kultauto Trabant sind es noch rund 40 000.

Alltagstauglicher Oldtimer

Unser Autor Wolfgang Thielmann setzt nach wie vor auf die „Ente“. Der 69-jährige Bonner Journalist und evangelische Pfarrer fährt seit 20 Jahren einen 2 CV – und hat auch nicht vor, das zu ändern, verrät er in seiner Liebeserklärung. „Meine Ente habe ich mir 2003 gekauft, weil ich einen alltagstauglichen Oldtimer haben wollte. Damals war sie erst 17 Jahre alt. Lange bin ich mit ihr fast täglich zur Arbeit gefahren und sonntags zu Familienausflügen“, sagt Thielmann.

„Die Ente nimmt einem nichts ab, was man selber machen kann. Man kann selber auf den Lichtschalter aufpassen. Oder den Blinker zurückstellen. Es gibt nur einen Luxus: Wenn man den Scheibenwischer abschaltet, bleibt er nicht stehen, son-

dern fährt in die Ausgangsstellung zurück. Was es nicht gibt, macht das Auto simpel. Etwa die manuelle Zentralverriegelung: Einmal um den Wagen laufen, die hinteren Türen von innen verriegeln, die vorderen mit dem Schlüssel abschließen.“

Thielmann weiter: „Ist die Batterie leer, kann man die Ente auch ankurbeln. Man sollte aber wissen, wie man die Kurbel anfasst: nämlich mit Daumen und Finger auf der gleichen Seite. Sonst erleidet man schnell einen sogenannten Chauffeursbruch am Daumen, wenn die Kurbel nach dem Anspringen zuerst mit der Kurbelwelle mitläuft. So trübt sich Vorkriegswissen!“

Die genial einfache Federung ist noch immer so weich wie bei Produktionsbeginn. Eier transportieren ist nach wie vor kein Problem. Die hintere Bank und der rechte Sitz sind in wenigen Minuten ausgebaut. Dann kann ich sperrige Lasten transportieren, solange sie durch die Tür gehen. Mein Mountainbike zum Beispiel lässt sich dann – ohne Vorderrad – aufrecht durch die rechte Vordertür ins Auto schieben und mit zwei Sicherheitsgurten anschnallen.“

Ein günstiges Cabrio

„Die Frischluft“, schreibt Thielmann, „kommt direkt von draußen durch eine Klappe unter der Frontscheibe, die man per Drehgriff mit einem Schneckengetriebe dosiert. Im Sommer ist die Ente dank Rolldach auch nach mehreren Generationen das günstigste Cabrio. Im Winter gelangt die Luft durch Rohre nach innen. Vorher laufen sie am Auspuffkrümmer vorbei. Dadurch erwärmt sich die Luft dezent. Lange Winterfahrten fordern trotzdem dicke Handschuhe, eine wattierte Jacke und gerne auch Ohrenschützer.“

Die Ökobilanz ist nach 37 Jahren Einsatz unschlagbar. Kollegen haben überdies vor Jahren ausgerechnet, dass die Ente der wirtschaftlichste Oldtimer ist. Selbst mit regelmäßigem Gebrauch, Werkstatt, Steuer und Versicherung legt sie pro Jahr um fünf Prozent an Wert zu. Das glaube ich gern, weil ich es glauben will. Es auszuprobieren und die Ente hergeben – niemals!“



Unser Kolumnist Wolfgang Thielmann fährt leidenschaftlich gern mit seiner „Ente“ aus den 1980er Jahren.

Foto: KNA



▲ Der gekreuzigte Christus wacht über den Braukessel.

Fotos: KNA (5), privat



▲ Bei der Kontrolle des Brauvorgangs unterstützt ein Computer die Ordensfrau.

BESUCH BEI DEN MALLERSDORFER SCHWESTERN

„Weißbier – das mag ich nicht“

Doris Engelhard: Deutschlands einzige Ordensfrau, die das Brauhandwerk ausübt

MALLERSDORF – Seit bald fünf Jahrzehnten führt Schwester Doris als einzige bierbrauende Nonne Deutschlands eine Klosterbrauerei. Sie ist überhaupt die letzte Ordensangehörige weltweit, die das Bierbrauerhandwerk noch selbst ausführt.

Außer zum Frühstück wird im niederbayerischen Kloster Mallersdorf, wo noch etwa 380 Ordensschwestern leben und arbeiten, zu jeder Mahlzeit Bier angeboten. Der Orden der „Armen Franziskanerinnen von der heiligen Familie zu Mallersdorf“ hat praktischer Weise eine eigene Brauerei. Noch spektakulärer ist jedoch, dass die Braumeisterin eine echte Nonne ist – die einzige weltweit. Auch unter den „Klosterbrauereien“ ist Mallersdorf die einzige, wo noch ein Ordensmitglied den Beruf des Braumeisters aktiv ausführt.

Hobby zum Beruf gemacht

„Ich mag Bier, ich habe mein Hobby zum Beruf gemacht“, sagt Schwester Doris. Bis zu ihrer Meisterprüfung war dies ganz und gar nicht der Fall. Damals trank sie lieber Limonade. „Mein erstes Bier habe ich bei der Meisterprüfung getrunken – mit zugehaltener Nase“, verrät die robuste Ordensfrau mit dem fränkischen Dialekt. Geboren wurde Schwester Doris Engelhard 1949 in Mittelfranken. Ihr Taufname lautet Walburga. Bis zu ihrem 13. Lebensjahr wuchs sie in Herrieden bei Ansbach auf.

Ihr Weg führte sie 1962, nach dem beeindruckenden Vorbild einer Nonne, die in ihrem Heimatort als Krankenschwester wirkte, ins Internat des Klosters Mallersdorf. „Ich wollte wie sie werden“, berichtet Schwester Doris mit freudigem Gesichtsausdruck. Sie habe ihre erkrankte Mutter so liebevoll gepflegt. Damit stand ihr eigenes Ziel fest: „Ich will Ordensschwester werden!“ Mit Beendigung der Schule trat sie in den Orden ein und hoffte, ihrem Interesse nach in der Landwirtschaft des großen Klostergrundes eingesetzt zu werden.

„Weil dort aber niemand gebraucht wurde, bin ich Brauerin geworden“, erklärt die Ordensfrau mit einem etwas verschmitzten Lächeln. Ihre Vorgängerin im Amt, die ab 1933 die erste Braumeisterin der Mallersdorfer Schwestern war, suchte eine würdige Nachfolgerin. So absolvierte Schwester Doris eine zweieinhalbjährige Ausbildung und drückte die Schulbank der Brauereifachschule in Ulm. Dort war sie die einzige Frau. Als Jahrgangsbeste schloss sie 1974 die Meisterprüfung ab.

Dass erst in den vergangenen Jahren vermehrt Frauen in diese Branche einsteigen, verwundert die Klosterfrau ein wenig, schließlich sei das Brauhandwerk seit eh und je vornehmlich Frauensache gewesen. Zum Beleg ihrer Aussage führt sie die Ehefrau Martin Luthers an, Kat-

arina von Bora, die vor ihrer Hochzeit wie selbstverständlich Bier braute, um die Gäste zünftig bewirten zu können. „Es heißt ja nicht umsonst: Heute back ich, morgen brau ich“, sagt Schwester Doris.

Normalerweise beginnt für die Ordensfrauen der Tag um 5.30 Uhr mit dem Morgengebet in der Klosterkirche. Für die Wächterin über das Reinheitsgebot geht es dagegen schon um 3.30 Uhr los. Zumindes wenn Brautag ist. Dann werden



Gerste aus den eigenen Feldern des Klostergrundes und Hopfen aus der Region zu einem deftigen Trunk verarbeitet. Viele Prozesse müssen eingeleitet und kontrolliert werden. Seit einigen Jahren hilft ein Computer dabei.

Unter Federführung der Schwester werden jährlich 3000 Hektoliter Bier und 700 Hektoliter Limonade gebraut. 20 Prozent des Biers werden im Kloster kredenzt. Der Rest wird entweder abgeholt oder auch in umliegenden Betrieben verkauft. So kommen die begehrten Bierflaschen bis nach Regensburg, Straubing und Landshut. Ihr Bier ist übrigens nicht pasteurisiert und daher nur etwa zwei Monate haltbar.

Damit unterscheidet sich ihr Gerstensaft von dem der Konkurrenz aus der Industrie, wo jedes Bier einer Marke gleich schmeckt. Die Ordensfrau hält das nicht für natürlich, da die Gerste allein auch schon

bei jeder Ernte etwas anders ist. Für „narrisch“ hält die Schwester diejenigen, die meinen, dem Bier Zitrone oder Ingwer beimischen zu müssen, um es dann immer noch als „Bier“ anzupreisen.

Kulturgut Bier

„Weißbier und Dunkles gibt's nicht – das mag ich nicht“, gesteht die resolute Ordensfrau unumwunden. Stattdessen bietet die Schwester ein helles Vollbier, einen Maibock, einen Weihnachtsbock und einen besonders gehaltvollen Doppelbock zur Fastenzeit an. Ihr Lieblingsbier ist das unfiltrierte, naturtrübe „Zoigl“ – ein Vollbier mit Hefe.

Grundehrlich und direkt ist Schwester Doris nicht nur bei ihrem Bier, sondern auch, wenn jemand meint, das Wort „saufen“ in Verbindung mit dem Kulturgut Bier verwenden zu müssen. Sogar ihr Neffe, der seine Kumpel zum „Saufen“ einlud, bekam eine Standpauke. „Der Mensch trinkt und das Vieh säuft“, betont die Ordensfrau.

Von ihrer ehrenvollen Aufgabe, die ganz in der Tradition des Klosters steht, ist Schwester Doris überzeugt. Nach wie vor sorgt sie dafür, dass, wie es in der Chronik heißt, das Bier fassweise gebraut wird, um „den Klosterbewohnern ein reines nahrhaftes Getränk zu verschaffen und sich obendrein noch um die Wohlfahrt und Gemütlichkeit einer ehr- und lobsamten Bürgerschaft von Mallersdorf und Umgebung verdient zu machen“.

Elmar Lübbers-Paal



▲ Der Druck im Kessel muss stimmen! Und wenn das Bier fertig ist, muss es schnell „an den Mann“ gebracht werden – denn es ist nicht so lange haltbar wie Industrie-Bier.

Schwester Doris Engelhard im Interview

„Essen und Trinken soll dem Leben dienen und uns glücklich machen“

Im Exklusiv-Interview erzählt Schwester Doris von der Verbindung zwischen dem Bier-Genuss und dem Glauben an Gott, von ihren Werten und Ängsten und vom Streben nach innerem Frieden und Gelassenheit in einem Glas Bier.

Schwester Doris, können Sie sich ein klein wenig beschreiben?

Ich meine, eine ganz normale Frau zu sein, die ihren Lebensweg in einem klösterlichen Orden gefunden hat. Mit meinen Talenten müssen meine Mitschwestern klarkommen, aber leider auch mit meinen negativen Seiten. Von meinem Vater habe ich den starken Willen und das Durchsetzungsvermögen bekommen. Er sagte bei meinem Klostereintritt: „Die kann sich mit ihren zehn Fingern ihr Leben verdienen, sie müsste nicht ins Kloster gehen.“ Ich bin sicher nicht immer angenehm.

Wie wichtig ist es für Sie, Ihren Glauben an Gott mit anderen zu teilen, und wie versuchen Sie, diesen in der Brauerei umzusetzen?

Ich denke, dass in jeder Begegnung mein Sein und meine Einstellung transparent sein müssen. Glauben ist für mich nichts radikal Neues. Glauben heißt glauben, ich kann eben nichts wissen. Selbstverständlich reden wir untereinander mal über Gott und die Welt und versuchen auch Zweifel, Fragen und manche Ungereimtheiten bei uns und in der Kirche zu ergründen. Glauben Sie nicht, dass wir uns dazu extra zusammensetzen! So etwas kann schnell mal beim Essen passieren. Mit meinen Bierkunden geschieht dies einfach mal beim Bierverkauf, dass wir ins Gespräch kommen.

Wie sehen Sie die Verbindung zwischen dem Genuss von Bier und dem spirituellen Aspekt des Glaubens an Gott?

Warum sollte diese Verbindung zwischen dem Genuss von Bier und dem Glauben nicht zusammenpassen? Ich glaube, dass es Gott gleich ist, was wir trinken und essen. Essen und Trinken soll dem Leben dienen und uns glücklich machen.

Sehen Sie hier sogar eine Verschmelzung der Wertschätzung der Schöpfung und der Natur, die Gott geschaffen hat?

Ja, ich sehe darin eine Verschmelzung. Gott hat uns die Schöpfung und die Natur gegeben, damit wir uns darüber freuen und die Natur nicht ausnützen, sondern gut mit ihr umgehen.

Gehören das Brauen von Bier und das Schaffen einer Gemeinschaft, die auf gemeinsamen Werten fußt, zusammen?

Ob das Bierbrauen und das Schaffen einer Gemeinschaft zusammengehören, weiß ich nicht. Normalerweise nicht. Wir in Mallersdorf haben halt eine Brauerei und somit die seltene Gelegenheit, dass wir uns im Kloster selbstverständlich an einem schön gezapften Bier freuen können.

Wie gehen Sie mit ethischen Fragen im Zusammenhang mit dem verantwortungsvollen Umgang mit Alkohol um?

Ich kann damit gut umgehen, da ich von einem verantwortungsvollen Menschen erwarten kann, dass er weiß, dass jedes Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält. Dass dies

auch Suchtpotential aufweist, weiß jeder. Warum können wir uns an den grundlegenden, lebenswichtigen und normalen Dingen nicht mehr freuen und auch genießen? Alkoholismus ist eine Krankheit. Wir brauen Bier, fordern aber niemanden auf, dass er es auch trinken muss. Ich glaube schon, dass wir manchmal nicht mehr normal denken. Ein betrunkenen Brauer ist für mich wie für jeden anderen Menschen abstoßend.

Wie wichtig ist es, dankbar für das Wissen und die Fähigkeiten, die uns gegeben sind, zu sein?

Es ist unendlich wichtig, uns wieder darüber klar zu werden und dass wir vielleicht wieder normal denken, wie es unsere Vorfahren getan haben. Die waren sicher oft klüger und dankbar für die kleinsten Geschenke und wussten, dass wir uns nichts selber schaffen kön-

nen und dankbar sein müssen, da Gott uns gutes Wetter, Gesundheit und auch Wohlergehen schenkt.

Wenn es anstatt Messwein Messbier gäbe, dann ...

Die Frage ist zwar interessant, aber eigentlich braucht es dazu keiner Überlegung, da wir es nicht wissen. Ich denke, da machen wir uns wie so oft Gedanken um Dinge, die nicht zur Debatte stehen.

Erkennen Sie auch eine Verbindung zwischen dem Bierbrauen und dem Streben nach Qualität und Exzellenz, die auch im Glauben an Gott eine Rolle spielen?

Ja, das Streben nach Qualität muss, so denke ich, immer an erster Stelle stehen. Ich braue Bier, verdiene mir mit meiner Hände Arbeit mein Brot und möchte diese guten Dinge zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschen tun.

Steckt in einem selbstgezapften, kühlen Bier das Streben nach innerem Frieden und Gelassenheit?

Frieden und Gelassenheit muss ich mir selber zutrauen und gönnen. Dies kann sicher auch in einem schön gezapften Bier stecken. Nach einem arbeitsreichen Tag gibt es doch fast nichts Schöneres, als mit meinen Mitschwestern und Freunden ein kühles, schön gezapftes Bier zu genießen. Allerdings muss man zum Genuss noch fähig sein.

Ein Trinkspruch als Lebensweisheit?

Bier ist gesund, solange man es nicht sinnlos in sich hineinschüttet, sondern mit Verstand und Lebensfreude genießen kann. In diesem Sinne: Prost!

Interview: Andreas Raffener



▲ Prost! Schwester Doris probiert von einem frischgezapften Klosterbier.

BRAUCHTUM DER KANAREN

Die Muttergottes auf Insel-Tour

Nur alle fünf Jahre feiert La Gomera seine Schutzpatronin: die Virgen de Guadalupe

SAN SEBASTIÁN – Nur alle fünf Jahre feiert die Kanaren-Insel La Gomera ihre Heilige: die Virgen de Guadalupe. Am 9. Oktober holen sie die Gomeros wieder einmal mit einer großen Prozession aus ihrem Heiligtum in die Inselhauptstadt San Sebastián. Danach geht sie auf große Tour in sämtliche Gemeinden der Insel, wo man die Jungfrau jeweils mit einem eigenen Fest willkommen heißt. Erst Mitte Dezember kehrt die Marienfigur zurück in ihr einsam am Meer gelegenes Heiligtum.

Eine Kulisse wie aus dem Bilderbuch: Vom blauen Himmel strahlt die Sonne. Von Ferne ragt der Teide, Teneriffas höchster Berg, aus einem kleinen Wolkenschleier. Davor kräuselt sich sanft das Meer, von dem ein leichter Wind übers Land streicht. Zwischen Felsen und Wasser glänzt ein weißes Kirchlein, dessen Wurzeln in die Mitte des 16. Jahrhunderts reichen. Gut zwei Dutzend Pilger singen und tanzen vor seinem Portal – eine fröhliche Gemeinschaft, der man ansieht, dass sie zu feiern versteht.

Ihre Musik kommt nicht aus seelenlosen Lautsprechern, sondern von Herzen. Leidenschaft-



▲ Tanz für die Jungfrau vor der Stadtkulisse von San Sebastián.

lich hauen die Männer in die Saiten ihrer Gitarren, während die Frauen ihre Kastagnetten klingen lassen. Dazu wird gesungen, man lobt die Virgen de Guadalupe, La Gomeras Nationalheilige. „Morenita de Puntallana“ nennen die Einheimischen die nur rund 25 Zentimeter hohe gotische Marienfigur, die meist wenig beachtet in ihrer kleinen Kapelle dicht am Meer steht.

Alle fünf Jahre aber wird sie zum Mittelpunkt des Insellebens, wenn die Gomeros sie Anfang Oktober in die Hauptstadt San Sebastián holen. Dann rückt die schlichte Madonna mit dem Jesuskind auf dem Arm ins Blickfeld der Insulaner. Über Wochen richten sich alle Augen auf sie, wenn sie kreuz und quer über die Insel tourt. „Bajada“ heißen die Spanier ihren Umgang, das größte Fest der Insel und inzwischen auch eine Touristenattraktion.

Mit einem geländegängigen Jeep ist das Inselfernsehen zum Wallfahrtskirchlein im Norden San Sebastián gekommen. Schließlich wollen die Gomeros zumindest am Fernsehgerät dabei sein, wenn ihre Muttergottes zur großen Tour aufbricht. „Viva la Virgen de Guadalupe!“, rufen die Mitglieder der Bruderschaft „Nuestra Señora de Guadalupe“, die sich ihr besonders verpflichtet fühlen.

Überall Schiffsmodelle

Die kleine Muttergottes trägt inzwischen ihr goldbesticktes Festkleid. Ein Heiligenschein krönt die Jungfrau, eine Krone mit einem Kreuz den kleinen Jesus auf ihrem Arm. Überall in der Kapelle hängen Schiffsmodelle, kleine und große Boote. Votivgaben sind es, die Fischer und Matrosen hierher gebracht haben: zum Dank für die Errettung aus Seenot, aber auch anderen Notlagen, aus denen Marias Fürsprache geholfen hat.

Fast jeder Insulaner, der ein Boot sein eigen nennt, taucht mittags in der kleinen Bucht vor der Wallfahrtskirche auf, um beim großen Moment dabeizusein, wenn die Bruderschaft ihre Muttergottes



Die Gomeros tragen ihre Muttergottes zu dem kleinen Hafen an der Bucht unterhalb des Wallfahrtskirchleins.

schultert und runter zum winzigen Hafen trägt. Dort geht sie an Bord eines Fischerboots. Schließlich knallen die ersten Feuerwerkskörper, hupen die Schiffs sirenen. Die Stimme des Live-Reporters überschlägt sich, so enthusiastisch schildert er den Start der Bajada seinen Zuschauern und Zuhörern.

In der Inselhauptstadt, eine gute Bootsstunde vom Wallfahrtskirchlein entfernt, verfolgen die Menschen die Schiffsprozession im Fernsehen. Auch überall sonst auf Gomera sind die Augen jetzt auf die Jungfrau von Guadalupe gerichtet. Die Holzstatue stammt aus dem 16. Jahrhundert und wurde vermutlich im flämischen Mechelen geschnitzt. Das heutige Belgien stand damals unter Herrschaft der spanischen Krone.

Wie die Marienfigur den Weg auf die Kanarischen Inseln im Atlantik gefunden hat, weiß niemand zu sagen. Stattdessen erzählen die Einheimischen lieber die Legende, spanische Seefahrer hätten die Marienfigur auf dem Weg nach Amerika in einer Höhle auf der Insel entdeckt. Mehr wollen die Gomereros eigentlich auch gar nicht wissen, schließlich lebt die Bajada von diesen Mythen.

„Olé, Olé, Olé“

Im Hafen von San Sebastián warten derweil mehr als 10 000 Menschen auf die Ankunft der Muttergottes. Viele stehen im Wasser, spritzen sich immer wieder gegenseitig nass: ein beliebtes Volksspäßchen bei knapp 30 Grad. „Olé, Olé, Olé“ – mit Schlachtrufen und rhythmischem Klatschen verkürzen sich die Insulaner die Wartezeit, bis die Armada der Schiffe im Hafen landet.

Von den Bergen, welche die Inselhauptstadt umranden, signalisieren Böller ihre Ankunft. Jetzt ist kein Halten mehr, drängen sich die jungen Männer und Mädchen im Wasser vor dem kleinen Boot mit der Jungfrau, die sie schließlich schultern und durch das Spalier der Neugierigen an Land bringen. Erstes Ziel ist das Rathaus, wo der Bürgermeister und andere Honoratioren die Gottesmutter willkommen heißen. Sie alle tragen Gala, Uniform oder Tracht.

Von der Nachbarinsel Teneriffa ist wie üblich der Bischof gekommen, dessen Vorgänger 1968 entschieden hat, die Jungfrau nicht nur in der Hauptstadt La Gomereros zu empfangen, sondern sie auch auf Tour über die Insel zu schicken. Inzwischen ist das längst problemlos möglich: Mit EU-Geldern gebaute Straßen verbinden alle größeren Orte auf der Insel. Früher war das Schiff meist die einzige Verbindung, da Berge



◀▶ Der Bischof von Teneriffa, Bernardo Álvarez Afonso, ehrt die kleine gotische Gottesmutter durch seine Anwesenheit.

Fotos: Schenk

und Täler die Insulaner voneinander trennten.

Christoph Kolumbus hatte auf seinem Weg nach Amerika in San Sebastián auf La Gomera, das Afrika näher liegt als Europa, Station gemacht, bevor er weiter über den Ozean fuhr. Den Brunnen, aus dem er angeblich zur „Taufe“ des amerikanischen Kontinents das Quellwasser schöpfte, zeigen die Gomereros bis heute gern. Am Festtag der Jungfrau aber ist die Geschichte vergessen. Jetzt zählt nur der Augenblick.

Für die Einheimischen ist die Bajada wie Weihnachten und Ostern zusammen. Vor allem aber ist es auch Erntedank. Schließlich liefert die Natur Wein, Obst, Gemüse und Kartoffeln. Bunt kostümierte Gomereros ziehen so am Festtag mit Flöten, Trommeln und Kastagnetten durch die Hauptstadt. Auf kleinen

Wagen türmen sich Bananen, Maiskolben, Äpfel, Datteln und andere Früchte. Dazwischen stecken Wurst und Käse, Brot und Kuchen: die Marschverpflegung für den Festtag.

Nach dem offiziellen Empfang vor dem Rathaus ist die Bajada zum Triumphzug angeschwollen. In San Sebastián Hauptstraße ist kaum ein Durchkommen mehr. Nur langsam schiebt sich die Virgen de Guadalupe zur Kirche Nuestra Señora de la Asunción, dem schönsten Gotteshaus der Insel. Weit offen stehen die Türen der dreischiffigen Kirche, in der Kolumbus vor seiner Weiterfahrt einkehrte, um Gottes Beistand für die große Reise zu erbitten.

Kunstvoll ist der Altar geschnitzt, das Deckengewölbe im feinsten Mudéjar-Stil. Die nächsten Tage wird die Kirche die Jungfrau beherbergen – so wie das immer seit 1872 der

Fall ist, als der Bischof von Teneriffa die erste Bajada organisierte. Sie sollte den Glauben stärken, mit dem es damals nicht zum Besten bestellt gewesen sein soll. So hört man jedenfalls.

Das gilt auch heute wieder. Der sonntägliche Kirchgang gehört auch auf La Gomera längst nicht mehr zum Pflichtprogramm. Am Festtag aber platzt das Gotteshaus aus allen Nähten. Die Menschen stehen sogar draußen vor den Toren, um der Predigt von Bischof Bernardo Álvarez Afonso zu lauschen. Als „Perla preciosa“ lobt er die kleine Marienfigur: als kostbare Perle, die jetzt für alle sichtbar inmitten der Kirche stehe. Als Königin des Glaubens aber auch, die noch immer Vorbild sein könne.

Zur Familie zurückgekehrt

In den Restaurants und Kneipen rüstet man sich derweil für eine lange Nacht. An der Uferpromenade spielen Kapellen zum Tanz auf. Jung und Alt bringt die Bajada so zusammen. Tausende, die in aller Welt Arbeit gefunden haben, sind zur Festwoche zu ihren Familien nach San Sebastián zurückgekehrt. Ausstellungen und Konzerte locken, Kunst und Kultur, wie sie in dieser Dichte sonst kaum auf der Insel geboten werden.

Manche haben sich zum Fest eine neue Tracht angeschafft, wollen zeigen, wer sie sind. Für andere hat es nur zu einem gestickten Schultertuch oder einem neuen Strohhut gereicht. Voller Freude wird der geschwenkt, wann immer die Jungfrau ins Blickfeld rückt. Bis Mitte Dezember wird das noch öfter auf La Gomera der Fall sein, ehe die Virgen de Guadalupe wieder in ihr Kirchlein am Meer zurückkehrt. *Günter Schenk*



Wallfahrer genießen das Bad im Wasser, während sie auf die Ankunft der Muttergottes warten.

37 O du mein Gott! Hatte sie denn dem Kramer etwas angetan? War er erstickt, weil sie ihm den Mund zugehalten hatte, um diese kreischende und gellende Stimme nicht mehr hören zu müssen? Der Schreck schüttelte sie, und sie vermeinte dieses Kreischnen wieder zu hören. Angstvoll hielt sich die Rosl die Ohren zu.

Das alte Kapellchen knisterte unter der Strenge der Kälte. Ein Glockenton kam aus dem Tal, und ein stürmisches Läuten folgte. Zwei Pferde stampften durch den rauschenden Schnee, und Schlittenkufen zischten. Wie die Schatten keuchender Geister rannten Männer vorbei und schoben an der Last, die auf dem Schlitten war. Messingene Feuerwehrlhelme blitzten im Sternenlicht auf. Und die Feuerglocke der Pfarrkirche wimmerte.

Die Rosl sprang auf und rannte ins Freie. Sah dem entschwindenden Spuk nach und zuckte zusammen. Über dem Tal von Haberzell stieg ein roter Schein auf, flackernd und von aufsteigenden Rauchwolken begleitet.

Fort, nur fort. Ein zweites Mal wollte sie von einem Brand nichts mehr wissen, nichts mehr sehen und hören. Den Wollschal zog sie eng um das Gesicht und ging zum Dorf hinab. Leute begegneten ihr, die es eilig hatten, an die Brandstätte zu kommen. Sie sah nicht auf.

Auf dem Kirchplatz und vor den Häusern standen die Leute und blickten gegen das Hochtal von Haberzell, wo hinter dem Wald der qualmende blutrote Schein am dunklen Nachthimmel leuchtete. Die Rosl drückte sich an ihnen vorbei und flüchtete in den finsternen Schatten der Kirchenwand.

Wo wollte sie nun eigentlich hin? Wo konnte sie über Nacht bleiben? Sie wusste sich im ganzen Pfarrdorf kein Haus, in dem sie Menschen kannte, die ihr freundlich gesinnt wären. Sollte sie weitergehen bis zum Tagwerden? Eine entfernte Verwandte aufsuchen, die stundenweit weg wohnte? Ohne lange zu überlegen, huschte sie durch die offene Kirchentüre, tastete sich zu einer Seitenbank und kauerte sich frierend in das Gestühl.

Über ihr im Turm dröhnten die Glockenschläge, und ihr Klang wehte durch den stockfinstern Kirchenraum, in dessen Dunkel vor dem Altar das Ewige Licht wie ein im Verlorenen schwebender Funke blinzelte. Sie fühlte sich wie in einem Versteck, in das ihr niemand folgen konnte, und sie drückte das Kleiderbündel an sich, um die andrängende Kälte abzuhalten.

Nun erst begann sich der Wirbel ihrer Gedanken zu beruhigen, und



Die Rosl will es nicht glauben: Schulden soll der Fritz haben? Das muss sie genau wissen. Sie schleicht in die Stube, um nach Unterlagen wie etwa Schuldscheinen zu suchen. Dabei wird sie vom alten Dangl erwischt, der sich fürchterlich aufregt. Plötzlich sackt der Kramer zusammen – er ist tot. Panisch packt die Rosl ihre Sachen und rennt in die kalte Nacht davon. Völlig erschöpft erreicht sie die alte Wegkapelle und schlüpft hinein.

sie vermochte wieder zu überlegen. Wo mochte es brennen? Aus welchem Dach der wenigen Häuser und Höfe in Haberzell brausten jetzt die fressenden Flammen?

Vielleicht brannte es beim Kramer? Das konnte doch nicht sein! Um Gottes willen, sie hatte doch nichts getan, kein Feuer gelegt! Wenn es beim Kramer war, dann ... Dort lag ein Toter in der Stube ... aber sie war nicht mehr da, war davongelaufen und der schwarze Verdacht würde sich auf sie stürzen wie ein Tier. Sollte der Teufel ihr einen Streich spielen und ihr die Quittung geben dafür, dass sie einen anderen der Brandstiftung beschuldigt hatte?

War es beim Wirt? Gab es noch eine Gerechtigkeit? Wenn es beim Wirt brannte, dann ging es sie nichts an! Und sie wünschte, dass es beim Wirt wäre. Sie drückte das Gesicht in ihr Kleiderbündel. Die Feuerglocke verstummte, und dann knirschte der Schlüssel im Schloss der Kirchentüre. Sie hörte es nicht. Stimmen klangen noch eine Weile von draußen herein und verhallen murmelnd im Kirchengewölbe. Es wurde still.

Als der Dangl Fritz das Haus verlassen hatte, wusste er, dass er sich vor der Rosl fürchtete und nichts mehr kommen könnte, was den Bruch ändern würde. Er war erleichtert und doch noch belastet von der Ungewissheit, ob nun die herrische Dirn auch wirklich das Haus verließ oder ihm noch weitere Schwierigkeiten bevorstanden.

Im Gastzimmer des Wirtshauses war kein Licht und also auch nicht geheizt, darum ging er durch den Flur in die Wirtsküche, brummte einen bissigen Abendgruß und schob sich an dem großen Tisch bis unter den Herrgottswinkel hinauf. Die Frage der Marie, ob er ein Bier wolle, bejahte er nur mit einem Nicken. Als sie ihm das Glas hinstellte, sah er nicht einmal auf.

„Ist dir net gut?“ „Gar net gut ist mir“, murrte er. „Das ist heut ein Tag zum Davonlaufen! Na ja, morgen wird es wieder anders sein. Hab daheim einmal gründlich ausgeräumt und alles aus dem Haus geschafft, was net hineingehört.“

„So?“ Auf dem Schemel neben dem Ofen hockte der Zizler Sepp, die Knie angezogen und den Hut, den er anscheinend nur zum Schlafen abnahm, weit in die Stirne gezogen. Nur die flinken Augen in dem graubärtigen Gesicht verrieten, dass er wach war. Die Wirtin war mit der Bereitung der abendlichen Kartoffelsuppe beschäftigt.

„Ist halt ein Kreuz auf der Welt“, pflichtete sie dem Dangl bei. „Geht es dem Vater noch net besser?“ „Ich glaub net! Er hat mir gar net gefallen heut Nachmittag. Das Herz halt.“

„Ja, ja, er doktert ja schon seit Jahren dran herum“, tat die Wirtin mitleidig, wischte sich die Hände an der Schürze ab.

Sie ging zu einem Wandschrank. Aus diesem nahm sie eine Flasche Wein und stellte sie dem jungen Kramer hin. „Da, das nimmst ihm

mit, der Wein stärkt. Muss er sich halt gut halten und im Bett bleiben.“

Zu einer weiteren Unterhaltung war der Dangl heute nicht aufgelegt, und so entstand eine lange Pause. Der Wirt kam aus der Wohnstube nebenan, schenkte sich ein Glas Bier ein und setzte sich zu seinem einzigen Gast. Die aus Fettpolstern zwinkernden Augen forschten im verdrossenen Gesicht des jungen Mannes.

„Na? Was ist?“ „Hab mit dem Vater schon geredet, und es ist schon so, wie du sagst, Wirt. Der Rosl hab ich die Türe gezeigt, wo sie hinaus kann. Das ist gar net einfach gewesen, und die hätt mir am liebsten die Augen ausgekratzt. Direkt gefürchtet hab ich sie und bin gegangen. Geh auch nimmer heim, solange sie noch da ist.“

„Na also!“, schnaufte der Wirt zufrieden. „Dahinter steckt nur der Wirt, hat sie gesagt, und der soll noch an mich denken.“ „Hat sie gesagt?“ Breit ließ sich der Wirt im Sessel zurück und senkte das Kinn auf die Brust. So spekulierte er eine lange Weile, dann sah er den Dangl wieder an: „Das musst mir noch einmal genau sagen. Was hat sie gesagt?“ „Genau weiß ich das auch nimmer. Aber du wirst noch ewig an sie denken. Ja, so hat sie auch gesagt.“

Langsam wandte sich der Wirt zu den anderen hin. „Habt ihr es gehört? So ein freches Luder! Die will mir was antun? Der trau ich gar net, das ist eine ganz Abgefeymte! Da hast etwas herangezogen, Zizler. Na ja, der Apfel fällt net weit vom Stamm.“

Der Alte hatte den Kopf erhoben, und die dunklen Augensterne in den gelben Augäpfeln blitzten zornig, als er schrill antwortete: „Jedes ist und wird so, wie es die andern haben wollen. Lasst sie in Ruh, dann kratzt und beißt sie net!“

„Sie ist halt alleweil schon eine Extrige gewesen“, mischte sich die Wirtin ein. „Man kann ihr ja nix nachsagen, aber oft hab ich mir schon denkt, damals schon, wie sie alleweil noch das Bier für den Mitterer geholt hat: Was bist du für eine! Ich sag euch, die hat nur den falschen Stolz und noch net den richtigen Mann gefunden.“ „Ich werd es einmal net sein, das weiß ich seit heute gewiss“, bemerkte der junge Dangl.

► Fortsetzung folgt



Paul Friedl:
Wer Lügen sät
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54844-4

„Das entscheidende Mittel“

Typ-2-Diabetes: Expertinnen erklären, warum Bewegung die beste Medizin ist

Immer mehr Menschen haben Typ-2-Diabetes. Gegensteuern ließe sich auch mit einem Mittel, das weder rezeptpflichtig noch teuer ist: Bewegung. Die kommt allerdings oft zu kurz.

Versteckte Pandemie – so nennen Fachleute die Entwicklung der Diabeteserkrankungen. In Deutschland sind laut der Deutschen Diabetes Gesellschaft (DDG) mindestens 8,7 Millionen Menschen von Typ-2-Diabetes betroffen. Fünf Jahre zuvor waren es rund sechs Millionen. Tendenz: weiter steigend.

Doch was ist Typ-2-Diabetes überhaupt? Bei dieser Form der Zuckerkrankheit reagieren die Körperzellen schlechter auf Insulin. Dieses Hormon sorgt dafür, dass der Zucker aus der Nahrung in die Körperzellen gelangt, wo er dann abgebaut wird. Wenn das nicht mehr richtig funktioniert, bleibt die sogenannte Glukose im Blut – der Blutzuckerspiegel steigt. Auf Dauer können Nerven und Blutgefäße Schaden nehmen.

Grundpfeiler der Leitlinie

Natürlich gibt es Medikamente, mit denen Betroffene ihren Blutzucker senken können. Aber Grundlage jeder Diabetes-Behandlung ist ein gesunder Lebensstil. Bewegung und Bewegungssteigerung sind der Grundpfeiler in der Leitlinie, nach der sich Ärzte bei der Behandlung richten sollten.

Aber: „Dem wird auch von den Ärzten zu wenig Wert beigemessen“, sagt Ulrike Becker, Diabetologin in Bonn. Sie ist Vorstandsmitglied der AG Diabetes, Sport und Bewegung der DDG. Der bloße Rat „Bewegen Sie sich mehr“ sei für die meisten Menschen nicht hilfreich. Becker vergleicht das mit der medikamentösen Behandlung von Diabetes: Betroffene werden ja auch nicht dazu angehalten, sich darüber zu informieren, welche Diabetes-Medikamente es gibt, sich davon eines auszusuchen und es dann nach der Dosierung einzunehmen, die sie im Internet gefunden haben. Sie bekommen genaue Verordnungen und Anleitungen. Diese bräuchten sie auch, um in Bewegung zu kommen und am Ball zu bleiben.

Die Diabetologin erklärt, wie genau sich Bewegung auf den Blutzucker auswirkt. Vier Faktoren spielen dabei eine entscheidende Rolle.



◀ *Sport ist Medizin: Ganz besonders für Menschen mit Typ-2-Diabetes trifft das zu. Dem gesunden Lebensstil kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Bewegung wirkt sich so positiv auf den Blutzuckerspiegel aus, dass sie der Grundpfeiler einer Diabetes-Behandlung sein sollte. Diese komme aber häufig zu kurz, beklagen Experten.*

Foto: gem

Erstens: „Durch jede Muskelarbeit wirkt das Insulin besser“, sagt Becker. Zweitens: Der Körper verbrennt bei moderater Bewegung Kohlenhydrate, dadurch fällt der Blutzuckerspiegel ab und der Zucker wird nicht in der Leber und im Fettgewebe gespeichert, wo er dann abgebaut werden müsste. Dritter Faktor: Bewegung trägt dazu bei, dass die Pfunde purzeln – dadurch wiederum kann das Insulin besser wirken. Viertens: Wer mehr Muskeln hat, verbraucht auch in Ruhe mehr Kalorien, was gut für den Blutzucker und das Gewicht ist.

Kleine Veränderungen

Prof. Christine Joisten von der Deutschen Sporthochschule in Köln hält Bewegung – eingebettet in einen gesunden Lebensstil – für das entscheidende Mittel, um bei Typ-2 gegenzusteuern. „Bewegung ist Medizin“, sagt die Leiterin der Abteilung Bewegungs- und Gesundheitsförderung. Dafür müsse man weder Marathon laufen noch Bodybuilder werden. Schon kleine Veränderungen machen einen großen Unterschied.

Die beste Strategie ist also nicht, sich vorzunehmen, von nun an täglich mehr als 10 000 Schritte zu gehen. Denn das lässt einen nach drei gescheiterten Tagen womöglich gefrustet aufgeben. Stattdessen kann man versuchen, in den nächsten Wochen täglich 1000 bis 2000 Schritte mehr als jetzt zu gehen.

Und: Damit man langfristig am Ball bleibt, müssen Sport und Bewegung Spaß machen. Das Motto lautet also: ausprobieren und sich vor allem nicht entmutigen lassen.

Joisten plädiert in Sachen Sport für mehr Wertschätzung sich selbst gegenüber: „Wenn man eine Sprache lernt, erwartet man ja auch nicht, dass man die innerhalb von zwei Wochen kann. Wieso tun wir das bei Bewegung?“, sagt die Vizepräsidentin der Deutschen Gesellschaft für Sportmedizin und Prävention.

Was gibt es für Neu- oder Wiederanfänger mit Diabetes in Sachen Sport zu beachten? Das kommt ganz darauf an, was man machen möchte, sagt Joisten. „Die Alltagsaktivitäten ausweiten, mehr Schritte gehen, das ist immer möglich“, betont die Expertin.

Wer mehr machen möchte, bespricht seine Pläne am besten mit dem Arzt. Für Frauen ab 50 und Männer ab 40 Jahren oder bei einem Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen in der Familie sei ein Belastungs-EKG vor dem Start empfehlenswert. Wer einen zu hohen Blutdruck hat – oft eine Begleiterkrankung bei Diabetes –, sollte auf allzu anstrengende Belastungen verzichten.

Immer wiederkehrendes Thema: Welche ist die richtige Sportart für Menschen mit Diabetes? „Völlig wurscht“, sagt Christine Joisten. „Das, was Spaß macht.“ Wer nicht ins Schwimmbad oder aufs Fahrrad

mag, probiert es vielleicht erstmal mit einem Online-Kurs – von Tanzchoreografien bis Pilates ist alles zu finden. Zum Ausprobieren seien diese Angebote auch völlig okay, betont die Sportwissenschaftlerin – um zu schauen, was Spaß macht, und erste Berührungängste mit Sport abzubauen. Auf Dauer seien allerdings die korrekte Ausführung und eine professionelle Anleitung wichtig.

Einfach mal ausprobieren

Auch Diabetologin Ulrike Becker empfiehlt, offen für Neues zu sein. „Es muss nicht immer Nordic-Walking oder Aquafitness sein.“ Man kann auch mal klettern gehen oder Trampolinspringen. Wichtig zu wissen: Haben die Augen durch den Diabetes bereits schweren Schaden genommen, ist das möglicherweise nicht der richtige Sport.

Bei starkem Übergewicht sind Sportarten, die die Knie sehr belasten, nicht geeignet. Yoga oder Thai-Chi seien super, aber auch etwas ungewöhnliche Sportarten wie Ultimate Frisbee oder Gehfußball kommen in Frage. Geocaching beispielsweise ist vielleicht etwas für Menschen, denen Wandern zu langweilig ist. Und es gibt spezielle Reha-Sportgruppen für Menschen mit Diabetes – das kann sogar der Arzt verordnen. Am Ende gilt laut Diabetologin Becker: „Der Sport, den ich auch mache, ist der Beste.“

Elena Zelle

„Fühlt sich wie Heimkommen an“

Zwei Weggefährten erzählen vom Pilgern und ihren Erfahrungen auf dem Jakobsweg

Pilgern ist nicht einfach ein Wanderurlaub. Das sagen Jörg Meyrer (60), Pfarrer im vor zwei Jahren durch die Flutkatastrophe verwüsteten Ahrtal, und sein Pilger-Freund Willi Busch (72). Zusammen waren sie zwölf Tage auf dem Jakobsweg in Spanien unterwegs, 320 Kilometer von Oviedo nach Santiago. Im Interview sprechen sie darüber, was Pilgern für sie ausmacht und warum das Ziel zu erreichen nicht nur schön ist.

Pilgern ist zum Trend geworden. Was macht den Reiz aus und was ist anders als bei einer normalen Wandertour?

Meyrer: Für mich verbindet sich beim Pilgern das Draußensein mit meinem Glauben. Es gibt auch ein religiöses Ziel. Es geht ums Ankommen, aber auch darum, mit anderen unterwegs zu sein und unterwegs Impulse zu bekommen. Der Jakobsweg hat nun einmal einen spirituellen Hintergrund und eine Jahrhunderte alte Tradition. Ich erlebe, dass man dort auch mit Menschen, die nicht glauben, über Gott und die Welt ins Gespräch kommt. Das unterscheidet das Pilgern von einer Wanderung in den Alpen.

Busch: Wir haben beim Pilgern Leute aus aller Welt getroffen, aus Korea, Israel und Polen. Das fühlt sich an wie eine große Gemeinschaft. Einige Pilger haben mit Glauben nichts zu tun. Und doch sagte einer zu mir: „Ich habe Gott auf dem Weg nicht gefunden. Aber ich glaube, er hat mich gefunden.“



▲ Angekommen: Die erfahrenen Pilger Pfarrer Jörg Meyrer (links) und Willi Busch vor der Kathedrale von Santiago de Compostela. Fotos: KNA

Was hat Sie unterwegs beschäftigt?

Meyrer: Schon länger geht es mir darum, mehr Vertrauen zu lernen. Darauf, dass der Weg schon gemacht ist, dass Gott die Wege mitgeht und dass ich nicht allein gehen muss. Auch die Lage im Ahrtal zwei Jahre nach der Flutkatastrophe hat uns beschäftigt. Ich habe über die Reise auf Facebook und Instagram geschrieben und es haben sich etwa 40 Bekannte gemeldet und darum gebeten, ihre Themen mit auf den Weg zu nehmen. Manche haben in der Flut Schlimmes erlebt. Wir haben ihre Anliegen mitgenommen und für sie gebetet. Auch die Welt-situation war präsent. Abends ka-

men wir in eine Kneipe und sahen Bilder von den Überschwemmungen in Spanien im Fernsehen, die an die Bilder im Ahrtal vor zwei Jahren erinnerten.

Busch: Für mich war es der erste Jakobsweg, seitdem meine Frau, mit der ich 47 Jahre verheiratet war, gestorben ist. Ich konnte nicht mehr wie früher jeden Abend zu Hause anrufen. Manchmal habe ich die Kinder angerufen, aber das ist etwas anderes. Es war für mich ein Stück Loslassen, darüber nachdenken, was wir zusammen hatten und was jetzt fehlt. Der Weg hat geholfen, mich neu zu orientieren und den neuen Alltag zu akzeptieren.

Wie war es für Sie, in Santiago anzukommen? Wenn der Weg das Ziel ist, fällt das Ziel mit dem Ankommen ja weg.

Busch: Es ist Freude und Enttäuschung zugleich: Ich war froh, dass wir es geschafft hatten – und direkt auch enttäuscht, dass der Weg zu Ende ist.

Meyrer: Wir waren beide schon mehrfach in Santiago und es fühlt sich inzwischen wie Heimkommen an. Zugleich ist es schwierig, weil der Weg vorbei ist. Aber es war auch schön, die Leute von unterwegs wiederzutreffen und zusammen zu feiern. Außerdem fängt der zweite Teil des Jakobswegs erst mit dem Ankommen in Santiago an.

Sie meinen, dann kommt die Konfrontation mit dem Alltag?

Meyrer: Für mich geht es nicht darum, künftig im Alltag alles zu ändern. Aber ich möchte viele Erfahrungen mitnehmen. Beim Pilgern geht es in der Regel morgens früh los, man hat seinen Rhythmus, die Wegstrecke, Pausen. Und trotzdem gibt es Raum für Stille, Gebete, Unterhaltungen, auch dafür, nichts zu tun und auf den Körper zu achten. So ein Rhythmus fehlt mir im Alltag. Konkret fehlen mir Zeiten, über mich, mein Leben und das, was wichtig ist, nachzudenken. Und: Ich möchte mir nur das vornehmen, was ich auch schaffen kann, nicht mehr. Nein zu sagen und für Pausen zu sorgen, fällt im Alltag schwer.

Interview: Anna Fries



▲ Sonnenaufgang über den Feldern auf dem Jakobsweg „Camino Primitivo“ in Spanien. Die meisten Pilger starten bereits früh am Morgen, wenn es noch angenehm kühl ist.

Sortieren, wertschätzen, loslassen

So gelingt die Auflösung des Elternhauses – ohne dabei verrückt zu werden

Es ist ein Moment, vor dem viele Menschen richtig Angst haben: Sie müssen das Haus oder die Wohnung der Eltern auflösen. Wie soll ich das schaffen? Wo fange ich an? Das sind die ersten Fragen, die vielen durch den Kopf gehen, sagt Christina Erdmann. Die Pädagogin begleitet seit Jahren die Babyboomer-Generation dabei. Ihre Erfahrungen und Tipps hat sie in einem gerade veröffentlichten Buch geteilt: „Adieu Elternhaus“.

Was die Auflösung des Elternhauses zur Anstrengung macht, sagt Erdmann, sind nicht die Möbel und die vielen Dinge, sondern die Erinnerungen und Gefühle, die man damit verbindet. Sie machen es so schwer, Entscheidungen zu treffen oder Sachen wegzuerwerfen. Daher empfiehlt sie, diesen Gefühlen unbedingt Raum zu geben – egal, wie sehr die Zeit drängt. Allerdings soll man auch nichts verklären oder beschönigen.

Ebenfalls wichtig: das Elternhaus fotografieren, bevor es ausgeräumt wird – und dann die Bilder sicher speichern. Wer positive Erinnerun-

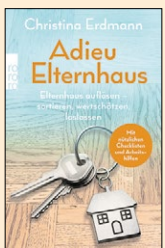


▲ Wer sein Elternhaus auflösen muss, steht vor einer großen Aufgabe – organisatorisch und emotional. Viele Gegenstände rufen Erinnerungen wach. Foto: gem

Buchtipps

Ausräumen in zwölf Schritten

ADIEU ELTERNHAUS
Christina Erdmann
Rowohlt Verlag
ISBN 978-3-499-01317-1



Wo fange ich bloß an? Was kann weg, was darf bleiben? Und: Wie soll ich das nur schaffen? Autorin Christina Erdmann vermittelt

in ihrem Buch zwölf zentrale Schritte, mit denen Betroffene das Auflösen des Elternhauses umsichtig und ohne Stress bewältigen können. Konkrete Handlungsempfehlungen, hilfreiche Checklisten und psychologische Tipps machen dieses Buch zu einem unverzichtbaren Ratgeber für alle, die vor der schwierigen Aufgabe stehen, ihr elterliches Zuhause aufzulösen.

gen hat, freut sich. Wer negative Erinnerungen hat, kann sich später besser verabschieden, meint Erdmann.

Die Wohnung oder das Haus der Eltern aufzulösen ist mitunter auch ein Auslöser für einen langen, intensiv geführten Familienstreit. „Vernünftige Argumente und Angebote prallen an uralten Verletzungen oder reiner Antipathie ab“, hat die Autorin festgestellt. Sie schlägt vor, gegebenenfalls juristischen Rat einzuholen oder aber in eine Erbmediation einzutreten.

Wenn also geklärt ist, was mit dem Haus passiert, ob es verkauft oder vermietet wird, die relevanten Dokumente, Versicherungen und Rechnungen gesammelt sind, kommt die unschöne Aufgabe, auszuräumen. Dafür stellt Erdmann Listen bereit, wie man am besten vorgeht. Vielleicht mit dem Zimmer anfangen, das die wenigsten Erinnerungen bereithält?

Um Hilfe bitten

Man kann, aber sollte das nicht alles alleine bewältigen. Hilfe ist wichtig. Wer kann einem bei welcher Aufgabe am besten helfen? Diese Personen sollte man gezielt ansprechen und um Hilfe bitten. Ebenso wichtig seien Erholungsphasen. „Verschaffen Sie sich außer-

dem einen Überblick darüber, was zeitlich, organisatorisch und auch finanziell auf Sie zukommt“, rät Erdmann.

Das Elternhaus auszuräumen ist nicht nur für die betreffende Person eine Ausnahmesituation. Hat sie einen Ehepartner und Kinder, sind auch sie betroffen. Man sollte die Situation gemeinsam besprechen, sagt Erdmann, und erklären, was in der nächsten Zeit auf alle zukommen wird.

Kindern sollte man klarmachen, dass wahrscheinlich einige Gewohnheiten eine Weile ausfallen – wie eine Gute-Nacht-Geschichte vorzulesen –, dass man das aber sobald wie möglich wieder machen wird. „Diese Aussage vermittelt gerade Kindern das Gefühl, dass ihre vertraute Welt wiederhergestellt wird“, erklärt die Autorin.

Vorab-Organisation ist unverzichtbar. Hat man das alles geschafft, geht es ans Ausräumen. Dafür braucht man sehr wahrscheinlich einen Container, falls man keinen Entrümpler beauftragt. Erdmann empfiehlt, den Container unbedingt mit einem abschließbaren Deckel zu bestellen.

Für einen guten Start schlägt sie vor, damit zu beginnen, was Platz schafft, für einen selbst wertlos und sofort zu entsorgen ist. Beim Ausräumen kann man auf verschiedene

Weise vorgehen. Das erinnerungsgeleitete Räumen ist emotional sehr intensiv und nimmt viel Zeit in Anspruch, hat Erdmann festgestellt. Eine andere Möglichkeit ist, einen Raum nach dem anderen auszuräumen. Sie empfiehlt jedoch: räumen nach Kategorien. Dann trägt man alle Gruppen von Gegenständen zusammen, sammelt sie und entscheidet über deren Verbleib.

Fünf Möglichkeiten

Und dann? Erdmann spricht von den „fünf V“: Verwenden, Verarbeiten, Verkaufen, Verschenken (auch Spenden) oder Vernichten. Sie rät zur Vorsicht dabei, sich zu oft für das Verwenden zu entscheiden, denn: „Dinge, die Sie explizit als Erinnerungsstücke an sich nehmen wollen, büßen häufig ihre ‚Erinnerungskraft‘ ein, wenn sie von ihrem angestammten Platz im Elternhaus entfernt werden.“

Und irgendwann kommt der Tag, an dem alles erledigt ist und man sich von dem Haus oder der Wohnung verabschieden kann. Diesen Moment sollte man so für sich gestalten, wie es sich gut und richtig anfühlt. Erdmann empfiehlt, sich den folgenden Abend freizuhalten, um das zu tun, was die Seele gerade braucht.

Christiane Laudage/KNA



Édith Piaf
1962 bei einem
Konzert.

Vor 60 Jahren

Zwischen Ruhm und Tragödie

Édith Piafs Chansons eroberten Frankreich und die Welt

„Mein ganzes Leben gleicht einem beinahe unglaublichen Roman“, erinnerte sich die Diva des Chansons, berühmt durch ihr Timbre, ihre Gestik, das rollende „R“. Charme, Leidenschaft und Lebenshunger verliehen der 1,47 Meter kleinen Piaf eine gewaltige Bühnenpräsenz.

Die Nacht auf den 11. Oktober 1963: Ein Krankenwagen rast vom südfranzösischen Plascassier nach Paris: kein Notfall, die Patientin ist bereits am Vortag gestorben. In Paris notierte der Leibarzt im gefälschten Totenschein: Die Prominente sei am 11. Oktober um acht Uhr morgens in Paris verstorben. Damit erfüllte er den letzten Wunsch der Toten und entsprach den Erwartungen der Nation. Denn wo sonst konnte die große Édith Piaf aus dem Leben scheiden als in Paris?

Hier war sie am 19. Dezember 1915 in einem Arbeiterviertel geboren worden, als Édith Giovanna Gassion. Ihr Vater war ein gewalttätiger, trunksüchtiger Zirkusartist. Ihre Mutter, eine Kneipensängerin mit italienischen und marokkanischen Wurzeln, kümmerte sich nicht um ihre Tochter. Nachdem Édith fast verhungert wäre, nahm die Großmutter sie auf, eine Bordellbetreiberin in der Normandie.

Als Édith 1919 durch eine Augenkrankheit erblindete, sammelten die Prostituierten Geld für eine Wallfahrt zum Grab der heiligen Therese von Lisieux. 1921 wundersam geheilt, hegte Édith eine tiefe Verehrung für die Heilige. Sie entfloher der elenden Existenz als Straßensängerin unter dem Joch ihres Vaters, wurde in Paris von einem Kabarettbesitzer entdeckt und trat als „La môme piaf“ (Der kleine Spatz) auf. 1935 erlitt sie durch den Tod ihrer zweijährigen Tochter Marcelle, ihrem einzigen Kind, einen Schicksalsschlag.

Künstlerisch gelang ihr mit „Mon légionnaire“ ein erster Erfolg. Freundschaften förderten ihre Karriere. Unter der deutschen Besatzung florierte das Pariser Nachtleben und brachte Piaf Engagements.

Nach dem Krieg bezichtigte man sie der Kollaboration. Einem Auftrittsverbot entging sie nur durch die Fürsprache ihres Privatsekretärs, eines Résistance-Kämpfers. In den 50er Jahren war sie Frankreichs populärste Entertainerin, unternahm weltweite Tourneen, förderte die Karrieren von Charles Aznavour und Yves Montand, einem ihrer Liebhaber. Ihren Lebensgefährten, den Boxer Marcel Cerdan, hatte sie 1949 bei einem Flugzeugabsturz verloren. Danach war ihr „Männerverschleiß“ geradezu legendär.

Zwei ihrer größten Erfolge sang sie erst im Herbst ihrer Karriere: „Milord“ (1959) verkaufte sich allein in Deutschland 200000 Mal. Im Oktober 1960 musste Piaf von zwei Songschreibern erst überredet werden, deren neueste Komposition anzuhören: „Non, je ne regrette rien“ („Nein, ich bereue nichts“). Piaf war elektrisiert, die Ode an den unbeugsamen Lebenswillen sprach ihr aus der Seele: „Darauf habe ich mein ganzes Leben gewartet. Dieses Chanson wird die Welt erobern!“ Piaf führte ein exzessives Künstlerleben. Zur Alkoholsucht kam als Folge eines Autounfalls die nach Morphinum. Seit 1959 wusste sie von ihrem unheilbaren Leberkarzinom. 1962 gab sie ihr letztes Konzert. 1963 zog sie sich in eine Villa bei Plascassier zurück, wo sie am 10. Oktober starb. Bei ihrem Begräbnis gaben ihr 40000 Trauernde das letzte Geleit. Bis heute gilt sie als eine von Frankreichs nationalen „Legenden“ und zählt zu den Künstlern mit den weltweit meistverkauften Tonträgern. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

7. Oktober

Rosa, Justina, Gerold

Im Anschluss an das traditionelle Rosenkranzfest im Wiener Stephansdom versammelten sich 1938 mehrere tausend Jugendliche zu einer spontanen Demonstration gegen den Anschluss Österreichs durch die Nationalsozialisten. Die Rosenkranz-Demonstration wurde von Polizei und Gestapo aufgelöst und einige Beteiligte verhaftet.

8. Oktober

Gunther von Regensburg, Simeon

Der schwedische Arzt Åke Senning (1915 bis 2000) setzte vor 65 Jahren dem 43-jährigen Arne Larsson einen von ihm mitentwickelten ersten implantierbaren Herzschrittmacher (Foto) ein. Der Patient überlebte die OP – und auch den Arzt. Der Herzschrittmacher wurde in 43 Jahren 26 Mal ausgetauscht.



9. Oktober

Sarah, Denis

Beim schwersten Angriff auf Hannover wurden 1943 zwischen 1.05 und 1.45 Uhr nachts von 540 Flugzeugen der Royal Air Force 258000 Brand- und 3000 Sprengbomben abgeworfen. Dadurch wurden das Stadtzentrum sowie die Südstadt zu großen Teilen zerstört. 1245 Menschen starben, 250000 wurden obdachlos.

10. Oktober

Daniel Comboni, Kassius u. Florentius

Zum ersten Mal erschien vor 75 Jahren das Film- und Fernsehmagazin

„Gong“ (Foto unten). Ihren Namen hat die Zeitschrift vom Gongschlag, der zu jeder vollen Stunde im Radio ertönte. Das 20 Seiten starke Magazin kostete 25 Pfennige.

11. Oktober

Johannes XXIII., Quirin

1958 startete die erste Raumsonde der Nasa, „Pioneer 1“, in den Weltraum. Allerdings erreichte sie nur eine Entfernung von 113000 Kilometern zur Erde. Nach 43 Stunden Flug verglühte sie in der Atmosphäre.

12. Oktober

Maximilian, Bernhard von Kamenz

Seinen 90. Geburtstag begeht Hubert Gindert. Der Ökonom ist Initiator und langjähriger Vorsitzender des Forums Deutscher Katholiken sowie Redaktionsleiter der katholischen Monatszeitschrift „Der Fels“. Ferner war er von 1990 bis 1994 Vorsitzender des Diözesanrats des Bistums Augsburg und Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK).

13. Oktober

Simpert, Koloman

Vor 85 Jahren kam Christiane Hörbiger († 2022) zur Welt. Die österreichische Schauspielerin wurde als „Christl Müller“ in der Fernsehserie „Donaugeschichten“, als Gräfin von Guldenburg in der Fernsehserie „Das Erbe der Guldenburgs“ sowie durch die Filmkomödie „Schtunk!“ bekannt.



Zusammengestellt von Lydia Schwab



Die Titelseite der ersten „Gong“-Ausgabe. Die Zeitschrift bot „neben auserlesenen Romanen reichhaltige übersichtliche gegliederte Sendeprogramme, gediegene Unterhaltung, anregende Belehrung und köstliche Witze“.

Foto: Gong Verlag/Wikimedia Commons/CC BY-SA 3.0 DE (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/deed.en>)

SAMSTAG 7.10.

▼ Fernsehen

- ☉ 20.15 ZDF: **Kommissarin Lucas – Helden wie wir.** Eine Frau wird zu Tode geprügelt – vor den Augen der Kommissarin. Krimi.
- ☉ 21.45 Arte: **Die RNA-Revolution.** Vom Impfstoff zur Krebstherapie. Doku.

▼ Radio

- 11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Republik Moldau – von außen bedroht, im Innern zerrissen.
- 18.05 DKultur: **Feature.** In der Kneipe geht das Licht aus. Welche Chancen haben Wirte noch?

SONNTAG 8.10.

▼ Fernsehen

- ☉ 9.00 ZDF: **37° Leben.** Frauen für den Frieden. Einsatz in Nordirland.
- ☉ 9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der Freien Evangelischen Gemeinde Nürnberg zum Thema „Hier bin ich zuhause“.
- 10.00 K-TV: **Heilige Messe** aus der Wallfahrtsbasilika Maria Brunnlein, Wemding.
- ☉ 20.15 NDR: **Unser Brot, unsere Mühlen.** Reportage über drei Müller.
- 23.00 Arte: **500 Jahre Bayerisches Staatsorchester.** Doku zum Jubiläum.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** „Sie werden ihrem Machwerk gleichen“ (Ps 105). Biblische Anfragen an die Künstliche Intelligenz.
- 10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus St. Anton in Balderschwang mit den afrikanischen Programmdirektoren von Radio Maria.

MONTAG 9.10.

▼ Fernsehen

- 20.15 Arte: **Der Buchladen der Florence Green.** England, 1959: Witwe Florence eröffnet eine Buchhandlung. Doch sie stößt auf den Widerstand einer einflussreichen Generalsgattin. Drama.
- ☉ 23.05 ARD: **Lubi – ein Polizist stürzt ab.** Der Berliner Drogenfahnder Rolf L. „Lubi“ ist selbst kokainabhängig. Doku.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Kaplan Przemek Kostorz, Dresden. Täglich bis einschließlich Samstag, 14. Oktober.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Comeback der Planwirtschaft? Wie KI und Big Data eine alte Idee beleben.

DIENSTAG 10.10.

▼ Fernsehen

- ☉ 20.15 ZDF: **Rückkehr der Diktatoren?** Von Stalin zu Putin. Doku.
- ☉ 22.00 Kabel 1: **Die drei Musketiere.** Abenteuerfilm, D/GB 2011.

▼ Radio

- 19.15 DLF: **Das Feature.** Die Erntemacher. Wie die Ernährung in Afrika gesichert werden kann.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Wohnungsmangel in den Städten. Preisgünstig bauen – geht das überhaupt noch?

MITTWOCH 11.10.

▼ Fernsehen

- ☉ 19.00 BR: **Stationen.** Von Außenseitern und Nervensägen.
- 20.15 3sat: **Hass auf Frauen.** Gewalt im Netz.

▼ Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Christsein als Protest. Wie Iranerinnen und Iraner um Asyl kämpfen.

DONNERSTAG 12.10.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Mit Rüstung, Schwert und Schild.** Kämpfen wie im Mittelalter. Reportage.
- 20.15 3sat: **Smarte Insekten.** Wie winzige Gehirne Geniales leisten.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Der neue Sound der Ozeane. Wie Menschen den Klang der Meere verändern.

FREITAG 13.10.

▼ Fernsehen

- ☉ 20.15 ARD: **Schule am Meer – Familienbande.** Die Gastronomiekunde steht vor dem Aus, wenn sich nicht genug Anmeldungen finden. Filmreihe.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Literatur.** Erinnerungssplitter. Zu Besuch bei Schriftstellerin Ilse Helbig in Wien.

☉: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Foto: Sven Bender

Expedition in die Unterwasserwelt

Eine sechswöchige Expedition führt Wissenschaftler aus aller Welt zu den Riffen des Aldabra-Atolls und dem wohl entlegensten Ort im Indischen Ozean: den versunkenen Inseln von Saya de Malha mit ihren einmaligen Seegraswiesen. Das Aldabra-Atoll, ein Weltnaturerbe, ist für Riesenschildkröten und seltene Korallen berühmt. Meereshitzewellen verursachen das Absterben ganzer Kolonien. Die Forscher sammeln seltene Korallenarten, um sie in Europa in Aquarien für die Zukunft zu erhalten – und sie bringen wertvolle Erkenntnisse zu den Folgen der Klimaerwärmung mit: „Einsame Atolle – Unbekannte Tiefen“ (Arte, 7.10., 20.15 Uhr).



Foto: NDR/Michael Ihle

Ellen Ammann und ihr Wirken bis heute

Sie war ihrer Zeit stets voraus: Ellen Ammann (1870 bis 1932) gründete mehrere Einrichtungen und Verbände – darunter die katholische Bahnhofsmission, den Landesverband Bayern des Katholischen Deutschen Frauenbunds und die Bayerische Polizeiseelsorge. Zudem war sie eine der ersten weiblichen Landtagsabgeordneten und entschiedene Hitler-Gegnerin: „Pionierin der Frauenbewegung“ (BR, 9.10., 22.45 Uhr).

Auf der Flucht vor sich selbst

Wegen einer Angststörung lässt sich Kriminalhauptkommissar Sörensen (Bjarne Mädel) von Hamburg ins friesische Katenbüll versetzen. Er hofft, dass der kleine Ort ihm ein ruhiges Arbeitsleben beschert wird. Doch Katenbüll ist grau und trostlos, es regnet ununterbrochen und die Einheimischen haben nicht gerade auf Sörensen gewartet. Dann wird auch noch der Bürgermeister tot im eigenen Pferdestall aufgefunden. Im Krimi „Sörensen hat Angst“ (ARD, 11.10., 20.15 Uhr) zeigen schon die ersten Blicke hinter die Kleinstadtkulisse dem Kommissar: Hier kann man es wirklich mit der Angst zu tun bekommen.

Senderinfo

katholisch1.tv

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.

Erzählung

Langes Warten auf ein Lämmchen

Brigitte Schneider lebt im Alten- und Pflegeheim St. Augustin der Barmherzigen Brüder in Neuburg an der Donau. Sie ist begeisterte Leserin unserer Zeitung und liest auch ihren Kuscheltieren gerne daraus vor. Seit einiger Zeit schreibt sie uns, was sie mit ihren Tieren alles erlebt. Die Geschichten sollen insbesondere die jüngeren Leser anregen, „ihren Alten“ in Senioren- und Pflegeheimen Kuscheltiere zu schenken – damit „sie nicht so einsam sind“.



100 Mal am Tag höre ich die Frage „Wann kommt denn unser Lämmchen?“, „Wo bleibt das Lämmchen?“, „Warum kommt unser Lämmchen nicht?“ Und 100 Mal am Tag muss ich die Fragen beantworten und traurig sagen: „Ich weiß es auch nicht, aber wenn es kommt, feiern wir ein großes Fest!“

Die Tiere nicken. Da fällt mir ein: „Wisst ihr was? Wir legen unserem Lämmchen in Gedanken ein schönes Halsband an und daran eine lange Leine. Und wir halten das andere Ende der Leine. Daran kann sich das Lämmchen festhalten und orientieren. Und wir sind mit ihm schon jetzt fest verbunden.“

Die Tiere sind begeistert und haben eigene Ideen. „Und wir stellen

eine große Kerze ins Fenster“, sagen Teddy und Osterhase. „Da kann das Lämmchen unser Fenster gut sehen.“ „Und wir können gut klettern“, ergänzen Nelly und Paulchen. „Wir hissen eine Fahne über dem Eingang. Dann kann das Lämmchen sein neues Zuhause nicht übersehen.“ Alle Tiere strahlen. „So machen wir es!“, rufen sie. „Dann wird es sicher bald kommen!“

Und dann endlich ist es so weit ...

„Schnell, kommt alle herbei!“, ruft Schneeflocke vom Eingang. Eilig laufen wir los zum Empfang. Von der langen, langen Fahrt entkräftet,

zitternd und weinend steigt das Lämmchen aus der Transportkiste. Ich nehme es in meine Arme und versuche es zu beruhigen. Nach dem Hin und Her weiß es gar nicht, wo es ist. Alles ist neu.

„Nicht weinen, kleines Lämmchen“, sage ich. „Wir können nachempfinden, wie dir gerade zumute ist. Aber alle Tiere wollen dir Geschwister sein: Teddy und Osterhase, Paulchen, Nelly, Mäuschen, Maxi und Schneeflocke – und ich will dir eine liebe Mama sein. Ich glaube, bei uns wird es dir gefallen.“

Ich zeige dem Lämmchen, was meine Tiere alles getan haben, damit es leichter zu uns findet, die Fahne, die Kerze, unsere Verbundenheit in Gedanken.

Paulchen erzählt dem Lämmchen gleich, dass Maxi und Teddy nächste Woche Geburtstag haben und dass sie sich nichts sehnlicher als ein Lämmchen gewünscht haben. Nun sagen sie gemeinsam „Danke“. Das Lämmchen lächelt schüchtern.

„Alle Tiere haben überlegt und einen schönen Namen für dich gesucht. Viele Namen haben wir vorgeschlagen, aber Silvi gefiel uns am besten.“ Das Lämmchen ist ganz gerührt und weint schon wieder ein bisschen. „Der Name gefällt mir“, sagt es.

„Du musst etwas essen und trinken und dann lange schlafen“, rate ich ihm. „Dann wirst du dich von

der anstrengenden Reise erholen.“ Maxi ergänzt: „Du darfst in meinem Bett neben Nelly schlafen. Dann brauchst du nachts keine Angst haben. Und wenn du ausgeschlafen hast, feiern wir ein Fest, kleine Silvi!“

Die Post brachte uns einen Brief von Frau D. aus dem Saarland. Darin beschreibt sie uns eine lustige Geschichte, die sie einmal mit ihrem Löwen Löbchen erlebt hatte: Er war furchtbar wild, als er bei ihr vor neun Jahren ankam, und wollte sogar alle ihre Tiere fressen. Kurzerhand steckte Frau D. ihn da in den Backofen. Löwe Löbchen war kuriert – man stelle sich seine Angst vor! Seitdem frisst er nur noch Marmeladenbrote.

Auch wir haben übrigens noch weiteren Zuwachs bekommen: Einen Löwen. Aber das ist eine andere Geschichte.



Sudoku

6	5	3			9	1		
	7			5	6		9	
4	9	7		6	2		5	
7	8	6	3		4	6	8	
3		1	7					1
	5		9	8		2		
9	4	8	1		3	5		
					3	9	1	2
5	3	1		6		8	7	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 39.

8			5	3		1		
6			7			3		4
3	7					8		2
	5	7		1	4	6		
		6	8	9		4		
					5	2	9	
	2			1			8	
9	1						2	6
8		6	7					





Hingesehen

Das Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ hat wieder sein Sternsinger-Mobil auf Deutschland-Tour geschickt. Ein pädagogisch geschultes Team fährt bis Januar mit dem Transporter durchs Land, um Kinder und Jugendliche zum Dreikönigssingen zu motivieren und über die Arbeit des Kindermissionswerks zu informieren. Im Mittelpunkt der diesjährigen Tour steht das Motto der Sternsinger-Aktion 2024 „Gemeinsam für unsere Erde – in Amazonien und weltweit“. In dem Mobil können die jungen Besucher entdecken, wie Kinder in armen Ländern leben und wie die Sternsinger mit ihren Spenden helfen. Seit dem ersten Einsatz des Autos im Jahr 2018 haben laut Kindermissionswerk mehr als 24 000 Kinder das Mobil besucht. Die 1959 gegründete Aktion Dreikönigssingen hat sich zur weltweit größten Solidaritätsaktion von Kindern für Kinder entwickelt. *epd*

Wirklich wahr

Zahlreiche US-Amerikaner sind nach eigenen Angaben mit Toten in Kontakt. Bei einer Erhebung des Meinungsforschungsinstituts Pew Research Center erklärten 53 Prozent der 5079 Befragten, sie seien schon einmal von einem verstorbenen Familienmitglied im Traum oder in anderer Form besucht worden. 28 Prozent gaben an, sie hätten im Vorjahr mit Verstorbenen über ihr Leben gesprochen.



Besonders verbreitet sei das Gefühl des Besuchs von Toten bei Mitgliedern mehrheitlich schwarzer Kirchen (67 Prozent) und bei Katholiken (66 Prozent). 42 Prozent der Evangelikalen und 58 Prozent der sogenannten Mainline-Protestanten berichteten von Besuchen. Atheisten (26 Prozent) und Agnostiker (34 Prozent) haben seltener entsprechende Erlebnisse. *epd*

Zahl der Woche

70

Prozent der Bürger glauben, dass die Versorgungslage in der Altenpflege problematisch ist. Das geht aus einer Forsa-Umfrage im Auftrag des Arbeitgeberverbands Pflege hervor. Im Durchschnitt bewertet die Bevölkerung die Versorgungslage mit der Note 4,3. Nur drei Prozent der Befragten glauben, dass das Angebot von Pflegeplätzen gut ist, die Note „sehr gut“ wurde gar nicht vergeben.

Gefragt wurde nicht nach der Qualität der Pflege, sondern nach der Erwartung der Menschen, ob sie einen Heimplatz oder einen Pflegedienst finden werden, wenn sie ihn brauchen. Ein Viertel der Pflegebedürftigen, die einen Platz suchen, müssen vier bis neun Heime anfragen, bis sie eine Zusage erhalten. Die Hälfte findet nach einer bis drei Anfragen einen Pflegeplatz. Der Präsident des Arbeitgeberverbands Pflege, Thomas Greiner, forderte einen Rechtsanspruch auf einen Platz im Pflegeheim. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführerin:
Ruth Klaus

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Krölling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83
Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 40 vom 1.1.2023.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 24,90.
Einzelnummer EUR 1,95.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.
Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wann ungefähr kommen die Sternsinger ins Haus?

- A. Dreikönigstag
- B. Sankt Martin
- C. Nikolaus
- D. Weihnachten

2. Wen repräsentieren die Sternsinger?

- A. die Heilige Familie
- B. die Heiligen Drei Könige
- C. die Apostel Petrus, Paulus und Johannes
- D. Prinz, Bauer und Jungfrau

Lösung: 1 A, 2 B

MENSCHEN RICHTIG ANSPRECHEN

Hat Kirchenmusik noch Zukunft?

Auf der Suche nach einem authentischen Stil, der Kunst und Liturgie zusammenführt

LÜBECK (KNA) – Noch ist sie fester Bestandteil des Gottesdienstes, und noch finden in vielen Gemeinden regelmäßig Konzerte statt. Aber hat die Kirchenmusik eine Zukunft? Welche Klänge braucht es heute, um die Menschen zu begeistern? Darüber spricht Franz Danksagmüller im Interview. Er ist Professor für Orgel und Improvisation an der Musikhochschule Lübeck. Dort findet noch bis diesen Sonntag eine Tagung zur Zukunft der Kirchenmusik statt, die Franz Danksagmüller mitorganisiert.

Herr Professor Danksagmüller, Kirchenmusik verbinden die meisten Menschen mit behäbigen Orgelklängen und angestaubten Choralen. Zu Recht?

Dieses Klischee kommt nicht von ungefähr. Die Kirchenmusik ist teilweise in der Vergangenheit stehengeblieben. Früher war das ganz anders. In der Renaissance und der Barockzeit war der Organist jemand, der neue Musik schafft. Es wäre niemandem eingefallen, zu einem besonderen Anlass ein Stück aus dem vorigen Jahrhundert zu spielen. Wenn im 17. Jahrhundert in den Niederlanden eine Hochzeit stattfand, ging der Brautvater zum Kirchenmusiker und bat ihn, ein Stück zu komponieren. Ich finde, da müssen wir wieder hin.

Wie muss man sich moderne Kirchenmusik vorstellen? Geht mehr als Orgel und Choralgesang?

Da muss mehr gehen. Ein Patentrezept habe ich jedoch nicht. In den Ausbildungsstätten sollte nicht die große Frage sein, wie man Bach richtig spielt, sondern wie man die Menschen richtig anspricht. Ich kann diejenigen gut verstehen, die keine Orgel oder alten Choräle mehr wollen, sondern etwas Neues. Aber stattdessen einfach Gospel, Pop oder Jazz in der Kirche anzubieten, kann auch nicht die Lösung sein.

Warum nicht? Das kommt doch ganz gut an.

Außerhalb der Kirche gibt es Musiker, die das viel authentischer und professioneller machen. Da würde sich die Kirchenmusik lächerlich machen. Ich finde, wir müssen beide Welten zusammenbringen. Wer heute Kirchenmusiker werden



▲ Der Kirchenmusiker Franz Danksagmüller ist Professor für Orgel und Improvisation an der Musikhochschule Lübeck. Foto: KNA

möchte, muss im Studium sowohl aktuelle Poprichtungen kennenlernen als auch historische Musik. Wir müssen einen neuen, authentischen Stil finden.

Was gibt es aktuell für Trends?

Ein großer Trend ist, die Musik von Freikirchen zu übernehmen, also Lobpreislieder, aber auch von Pop und Jazz geprägte Musik. Ein kleinerer Trend ist klassische zeitgenössische Musik. Beispiele sind die Kunststation Sankt Peter in Köln und die Martinskirche in Kassel, wo Kunst und Liturgie zusammengeführt werden. Der größte Trend ist

weiterhin, einfach historische Musik zu spielen, zum Beispiel von Johann Sebastian Bach oder Heinrich Schütz. Nichts gegen diese Komponisten. Aber ich finde es zu kurz gegriffen, da nicht weiterzugehen. Wir müssen wieder eine aktuelle, originäre und authentische Klangsprache finden.

Die Zahl der Gottesdienstbesucher wird immer geringer. Hat die Kirchenmusik eine Zukunft?

Diese Frage stelle ich mir oft. Aber ich will nicht resignieren, sondern ich möchte versuchen, neue Konzepte auszuloten. Genau darum

soll es auch bei unserem Symposium gehen. Genauso sind Theologen als unsere Partner gefragt. Sie müssen wieder mehr in die Tiefe gehen und den Menschen in der Kirche etwas bieten, das sie nicht auf Parteitage hören oder in der Zeitung lesen. Wenn die Kirchen als Kulturträger wegfallen, verlieren viele Kunstausübende ihre Existenzgrundlage. Die Kirchen bieten eine Infrastruktur, die Konzerte in der Fläche ermöglicht. So viele Konzertsäle können wir gar nicht bauen, um das zu ersetzen. Zudem würde eine wichtige geistliche Dimension abhandeln kommen.

Wird genug getan, um Nachwuchs-Kirchenmusiker zu gewinnen?

Fakt ist: Wir haben zu viele freie Stellen und zu wenig Bewerber. Die Mehrheit der Kantorinnen und Kantoren bildet Nachwuchs aus. Letztlich muss sich jeder Einzelne von ihnen fragen, ob er mehr tun könnte. Darüber hinaus müssen wir das Image des Berufs und die Arbeitsbedingungen verbessern. Einerseits gibt es noch zu viele Stellen auf dem Markt, die mit einer zu großen Fülle von Aufgaben verbunden und nicht angemessen entlohnt sind. Andererseits ist vielen nicht bewusst, dass die Kirche trotz aller Schwierigkeiten eine vergleichsweise sichere Arbeitgeberin ist. Ein Kirchenmusiker ist häufig ein in weiten Teilen autarker Musikmanager und hat viele Freiheiten.

Interview: Michael Althaus

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt „Messbund-Broschüre“ der Pallottiner KdÖR, Limburg bzw. Friedberg, Prospekt „Testamentsbroschüre“ von Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken e.V., Paderborn, und Eigenbeilage des Verlags „Patenschaftsabo“. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Verschiedenes

Schmalfilm & Video auf DVD

Super8, Normal8, Doppel8

Alle Formate VHS, Hi8, MiniDV

www.filme-sichern.de · 08458 / 38 14 75



Wenn die Pferde nicht mehr können, nimmt man Esel.
Johannes XXIII.

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 8. Oktober

Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott! Und der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in Christus Jesus bewahren. (Phil 4,6f)

Bei all den vielen Sorgen in diesen Tagen ist es hilfreich, unseren Blick zuerst auf das zu lenken, wofür wir dankbar sein können. Feiern wir heute „Eucharistia – Danksagung“ mit der Pfarrei und empfangen den Frieden Jesu für unser Herz!

Montag, 9. Oktober

In jener Zeit stand ein Gesetzeslehrer auf, um Jesus auf die Probe zu stellen, und fragte ihn: Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben? (Lk 10,25)

Was muss ich heute tun, Jesus? Die einfache Antwort lautet: Liebe! Liebe dich selbst, wie Gott, dein Schöpfer dich liebend anschaut. Sei für den anderen da, der dich braucht. Liebe den Vater, der Ursprung und Ziel deines Lebens ist!

Dienstag, 10. Oktober

Der Herr antwortete: Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. (Lk 10,41f)

Geht es mir heute nicht wie Marta? Was soll das? Ich habe so viel zu tun! Eines aber ist notwendig: der liebende Blick auf Jesus, wie von Maria, um von ihm Kraft für den Alltag zu empfangen.

Mittwoch, 11. Oktober

Jesus betete einmal an einem Ort; als er das Gebet beendet hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger beten gelehrt hat! (Lk 11,1)

Beten will gelernt sein. Schulen des Gebets sind hilfreich, um in eine gute Beziehung mit Gott hineinwachsen zu können. Wie sieht aktuell mein Gebetsleben im Alltag aus?

Donnerstag, 12. Oktober

Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn bitten. (Lk 11,13)

Jesus fordert uns auf, um den Heiligen Geist zu bitten. Tun wir es heute bewusst für uns und für die Versammlung der Weltsynode in Rom. Komm, Heiliger Geist, führe uns in deine Wahrheit ein!

Freitag, 13. Oktober

Doch er wusste, was sie dachten, und sagte zu ihnen: Jedes Reich, das in sich selbst gespalten ist, wird veröden und ein Haus ums andere stürzt ein. (Lk 11,17)

Wie sieht es in unserer Kirche im Blick auf die Einheit in Christus gerade aus? Wo erleben wir dämonische Kräfte und Spaltungen unter uns? Bitten wir heute um Versöhnung und Erneuerung im Heiligen Geist für das ganze Volk Gottes!

Samstag, 14. Oktober

Eine Frau aus der Menge erhob ihre Stimme und rief Jesus zu: Selig der Schoß, der dich getragen, und die Brust, die dich gestillt hat! Er aber erwiderte: Ja, selig sind vielmehr, die das Wort Gottes hören und es befolgen. (Lk 11,27f)

Jeder Samstag lädt uns ein, unseren Blick auf Maria, die Mutter Jesu und unsere himmlische Mutter, zu richten. Von ihr können wir lernen, auf Jesu Wort zu hören und es in unserem Herzen zu betrachten. Maria, Mutter des Wortes, bitte für uns und die ganze Christenheit!



Schwester M. Petra Grünert ist Franziskanerin von Maria Stern im Jugendwohnheim St. Hildegard am Dom in Augsburg.



4 x im Jahr
bestens
informiert!

St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

X
Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.